

Jan Schwarz

de impletione

© 2025 Jan Schwarz
Berlin

Titel: *de impletione*
Erstveröffentlichung: 22. Februar 2025
Letzte Korrektur: 4. März 2026

www.impletionismus.de

Vorbemerkungen

Jeder Mensch ist allein auf seiner Reise zwischen Geburt und Tod, auf seiner Odyssee im Weltraum. Auch Zwillingsgeschwister oder Seelenverwandte ändern daran nichts. Nur du steckst in deiner Haut, blickst durch deine Augen, erlebst deine Gedanken und Gefühle. Niemand sonst. Dein Dasein ist einzigartig.

Ganz gleich, wie viele Bücher ein Mensch verschlingt – seine Weltanschauung wird ebenso einzigartig sein. Das liegt nicht zuletzt daran, dass Sprache völlig unzureichend ist, um das innere Erleben abzubilden und teilbar zu machen. Erstens ist Sprache linear, während Denken mehrdimensional sein kann. Zweitens ist nicht immer klar, was ein Wort bedeutet: Sogar ein abgeschlossenes Begriffsnetzwerk rettet nicht vor dem Fall durch die Unendlichkeit, denn ich vermag es als Ganzes erneut in Frage zu stellen. Und drittens kann niemand in den Kopf der anderen hineinblicken. Insbesondere, wenn ein Betrachtungsgegenstand ganz und gar im Inneren liegt, verkommt der Austausch darüber zu einer höchst nebulösen Angelegenheit. Jede ausgesprochene Sache ist schwieriger zu begreifen und jedes Aufschreiben einer Idee schwieriger zu bewerkstelligen, als sie selbst zu denken. Die Gedankenübermittlung bedarf großer Anstrengung auf beiden Seiten, der Erfolg bleibt ungewiss.

Ich bin deshalb der Ansicht, dass die Welt zumindest für den Anfang am besten durch einsames Grübeln enträtselt werden kann. Die Philosophie steht allen Menschen auf diese Weise offen. Sie besitzen das notwendige Handwerkszeug dafür, einfach weil sie existieren und ein inneres Erleben haben. Die Lektüre

ist nicht unnütz, aber sie kann warten. Wer selbst an den Meilensteinen der Philosophie vorbeigekommen ist, wird danach einen viel leichteren Zugang zu den Gedanken anderer Menschen finden.

Seit meiner Jugend bin ich fast krampfhaft auf der Suche nach der Wahrheit. Ich wollte nicht recht haben, sondern richtig liegen. Dieser Anspruch hat mich zum Nachdenken bewegt, zum Studium der Philosophie, zu unzähligen Diskussionen und zum Konsum der ein oder anderen Droge. Herausgekommen ist diese Schrift. Sie soll meine Weltanschauung einmal möglichst knapp und kohärent zusammenfassen – für mich und alle, die es sonst noch interessiert. Sie ist als Momentaufnahme eines fortschreitenden Denkprozesses zu verstehen. Seit nunmehr zehn Jahren wächst sie heran und auch diese Version wird vermutlich nicht die letzte bleiben.

Der Fall durch die Unendlichkeit

Philosophieren beginnt nie im Dunkeln. Ich befinde mich bereits mitten in der Welt. Ich sehe, höre, fühle – nehme etwas wahr. Und ich habe ein gewisses Verständnis davon: Dies ist ein Baum und dies ist mein Körper. Ich habe Erinnerungen und spreche eine Sprache. Philosophieren ist zwangsläufig der Versuch, die Existenz aus sich heraus zu entschlüsseln.

Es liegt nahe, sich an einen Ursprung zu denken, von einem aufs Nächste zu kommen, es werde Licht und dann die Welt. Doch Licht ist längst geworden. Die Worte, die den Anfang beschreiben sollen – wo nahmen sie ihren Anfang? Ich muss voraussetzen, was ich noch keine Gelegenheit zu erklären hatte.

Um das Knäuel der Existenz zu entwirren, greife ich also nach irgendeinem Stück des Fadens und versuche, mich zu seinem Ende vorzutasten. Dabei stellt sich heraus: Der Faden hat gar kein Ende. Zurück zum schon erwähnten Baum: Eine Begriffsdefinition ist möglich, beschert mir allerdings weitere Begriffe, die definiert werden müssen. Durch die Brille der Physik besteht der Baum aus "Teilchen", das heißt Materie und Energie. Aber was soll das schon bedeuten? Wo liegt auf Quantenebene die Grenze zwischen dem Baum und der restlichen Welt? Jede Begründung verlangt eine Begründung, jede Ursache eine Ursache. Und wenn sich alles an den Händen hält oder eines schlichtweg das Erste war, kann ich immer noch nach dem Warum fragen.

Auf dem sumpfigen Boden der Erklärungen lässt sich keine Erkenntnis bauen. Absolute Gewissheit, restlos befriedigende Antworten gibt es nicht. Logik kann die Existenz in ihrer Gänze nicht erklären. Wer etwas anderes behauptet, macht sich etwas vor.

Kaum hat das Nachdenken begonnen, stehen wir vor einem schier unüberwindbaren Hindernis. Die Welt erscheint greifbar, sie ist ja da! Und doch zerfließt sie bei näherer Betrachtung. Es ist zum Wahnsinnigwerden. Ich bin, aber kann mir das Sein nicht erklären. Die bohrenden Fragen nehmen kein Ende, lassen keine Ruhe. Woraus setzt sich die Welt im Kleinsten zusammen, worauf läuft sie im Größten hinaus, wie begann sie, wie wird sie enden, und vor allem: Warum? Keine Antworten, nur ewig neue Fragen. *Der Fall durch die Unendlichkeit.*

Das Selbstverständliche

Verzweiflung über die Absurdität der Existenz ist eine typische Station des Philosophierens. Der Ausweg ist eine simple Erkenntnis, die alle anderen erst ermöglicht: Manche Dinge sind schlicht *selbst-evident*. Sie müssen – sie *können* nicht weiter erklärt oder bewiesen werden.

Das Konzept eines Baums kann ich sinnvoll hinterfragen: Wahrscheinlich eignete ich es mir an, nachdem ich vielen Bäumen oder Darstellungen von Bäumen begegnet war und aus ihren Gemeinsamkeiten die abstrakte Idee eines Baums ableitete. Gleichzeitig versuchten andere Menschen, mir genau diese Idee mitsamt zugehörigem Begriff zu vermitteln. Mein heutiges Verständnis davon, was ein Baum ist, entwickelte sich fließend und kontextabhängig. (Deshalb sind absolute Definitionen so schwierig.)

Derartige Kategorisierungsvorgänge bedürfen einiger Voraussetzungen, zum Beispiel der Fähigkeit, Vergleiche und Abstraktionen vorzunehmen. Ebenso bin ich auf unmittelbare Wahrnehmungen wie Farben, Klänge und so weiter angewiesen. Ich muss den Baum schließlich erleben können, um ihn zu kategorisieren und um zu verstehen, was meine Mitmenschen mir sagen wollen.

Als Kind wurden mir Farben anhand von Buntstiften beigebracht. „Das ist Rot“, hieß es, und ich verknüpfte meinen optischen Eindruck der Farbmine mit diesem Wort. Physikalische Erklärungen, wie Sehen funktioniert und was Licht ist, sagen nichts darüber aus, *warum* in mir ausgerechnet der Sinneseindruck (das sogenannte *Quale*) *Rot* geschah und nicht etwa *Blau*. Außerdem setzten solche Erklärungsversuche

das Verständnis von einer Außenwelt voraus. Der springende Punkt ist: Ich *kann* die Grundbausteine meines inneren Erlebens nicht sinnvoll hinterfragen.

Vielmehr muss ich dekonstruieren, was sich mir darstellt, bis ich gefunden habe, was nur festzustellen, worüber nichts weiter zu sagen ist. Zu diesen *Selbstverständlichkeiten* gehören unmittelbare Sinneswahrnehmungen und grundlegende logische Prinzipien. Sie bestimmen mein inneres Erleben, mein Bewusstsein.

Das innere Erleben ist die magische Bühne der Existenz. Alles beginnt im Geiste – selbst der Anschein einer „materiellen“ Welt. Jede Erklärung muss ihren Anfang bei den Selbstverständlichkeiten nehmen. Doch bei ihnen ist Halt zu machen. Sie sind die Erst- und Letztbegründungen der Philosophie. Auf ihnen beruht das Denken. Sie zu hinterfragen wäre wie das Sägen am Ast, auf dem ich sitze. (Und trotzdem muss immer wieder aufs Neue erörtert werden, ob die angenommenen Selbstverständlichkeiten tatsächlich welche sind, oder ob sie sich aus Tieferliegendem zusammensetzen lassen.)

Die Realität

Mithilfe der Selbstverständlichkeiten lassen sich wissenschaftliche Methoden entwickeln, die zu neuen Erkenntnissen führen: Offenbar folgt das Universum den Naturgesetzen und die Menschen sind in ihrer Funktionsweise weitestgehend vergleichbar; sie verhalten sich, als ob sie alle ein inneres Erleben haben. Mein Geist erscheint nun als Produkt der materiellen Welt, obwohl diese Erkenntnis das Produkt meines Geistes ist.

Eine solche Realität muss von Imagination und Illusion abgegrenzt werden. Zwar unterscheiden sich Träume für ihre Dauer vielleicht nicht vom sonstigen Dasein, aber wir sind in der Lage, sie rückblickend als illusionär einzuordnen.

Das innere Erleben der anderen entzieht sich mir und umgekehrt, es ist subjektiv. Dennoch können die Menschen lernen, wenn auch mühsam, sich *intersubjektiv* über ihr Inneres und die Realität zu verständigen. Sie können empirische Wissenschaft betreiben und mit den neuen Erkenntnissen abermals Erfahrbares bewirken. Auf diese Weise bestätigen sich Theorien und Vorhersagen, unser Verständnis der Realität verbessert sich, unsere Gestaltungsmacht wächst.

Ich sträube mich, den Begriff der *Objektivität* zu verwenden, denn zu allen Erkenntnissen komme ich, wie gesagt, nur in meinem eigenen Bewusstsein. Eine absolute Wahrheit, die größer ist als die Weltanschauung eines Individuums, bleibt ausgeschlossen. Stattdessen ist jede Erkenntnis temporär und bestenfalls intersubjektiv.

Richten wir den naturwissenschaftlichen Blick zurück auf seinen eigenen Ursprung, das innere Erleben, so erhalten wir einen zweiten Betrachtungswinkel des Geistes, eine Außen- neben der Innenansicht, physikalische Beschreibungen neben den Qualia. Zwei verschiedene Perspektiven auf dasselbe.

Der Mensch hat seine Grenzen. Zwar konnte ich mich vor dem Fall durch die Unendlichkeit retten, indem ich mich verzweifelt an die Selbstverständlichkeiten klammerte, doch manche Dinge bleiben transzendent. Ein Leben nach dem Tod oder Gottes Existenz lassen sich weder theoretisch noch empirisch beweisen und von Alternativbehauptungen abgrenzen.

Das heißt strenggenommen nicht, dass sie ausgeschlossen sind – aber es nützt nichts, sie in das Realitätsverständnis zu integrieren. Was sich nicht aus den Selbstverständlichkeiten ergibt, für dessen reale Existenz es keine Beweise gibt (Nichtexistenz kann nicht bewiesen werden), ist nicht weiter von Belang. Niemand kann hinter den Vorhang blicken und es spielt gar keine Rolle, was oder ob etwas dahinter liegt. *Für uns* liegt nichts dahinter.

Am Rande des Transzendenten befinden sich indes Konzepte, mit denen wir zwar arbeiten, die wir aber nicht vollständig umfassen können: Weder von absoluter Endlichkeit noch von Unendlichkeit kann ich mir eine bildliche Vorstellung machen.

Der Sinn des Lebens

Aus den bisherigen Erkenntnissen ergibt sich: Der Sinn oder Zweck unseres Daseins kann nicht im Außen gefunden werden. Vielmehr stellt sich die Frage: Was ist der Sinn des Lebens für mich beziehungsweise für uns als Individuen? Die Antwort ist eine weitere Selbstverständlichkeit: *Impletion*. Diesen Begriff leite ich vom lateinischen *impletio* ab, was *Erfüllung* bedeutet.

Impletion ist, was sich gut und erstrebenswert anfühlt, ein Zustand ohne Leid, das schöne Sein, mehr noch die durchdringende Wertschätzung der (absurden) Existenz, ihrer Mächtigkeit, aber auch ihrer unüberwindlichen Rätselhaftigkeit. Der Impletion entgegen steht insbesondere jedes Leiden.

Leid hat einen naheliegenden evolutionären Grund: Lebenserhaltung. Deshalb ist Hunger normalerweise unangenehm. Oder Langeweile – sie soll uns

schützen, indem sie Schaden von unserem Gehirn abwendet, der durch Unterforderung entstünde. Gleichmaßen sollen die Freuden des Lebens uns zum Weiterleben und zur Fortpflanzung bewegen.

Für mich ist selbstverständlich, dass *richtig* ist, was meiner Impletion am meisten dient. Da Impletion der Sinn des Lebens ist, gilt es, unangenehme Empfindungen so weit wie möglich zu beseitigen und den angenehmen nachzujagen.

Impletion ist der Zweck des Verstandes. Wille und Motivation entstehen erst aus dem unausweichlichen Drang, Impletion zu erreichen; zweckloses Handeln existiert nicht. Der Mensch, egal ob sein Handeln intuitiv erfolgt oder ein bewusst-rationaler Entscheidungsprozess vorausgeht, wählt immer diejenige Handlungsoption, mit der er die größte Aussicht auf Impletion verbindet. Wir können nicht anders, wir funktionieren nur so.

Das bedeutet nicht, dass wir immerzu, nachgedacht oder nicht, tatsächlich den Weg der größten Impletion finden. Ob das Handlungsergebnis das bestmögliche war, lässt sich niemals mit absoluter Gewissheit sagen. Fehler passieren. Um unseretwillen sollten wir trotzdem versuchen, sie zu vermeiden. Bewusstes Nachdenken und *Erkenntnisoffenheit* empfehlen sich als dankbare Mittel für ein gutes Leben. Endloses und vor allem angstvolles Nachdenken, *Overthinking*, kann der Impletion hingegen abträglich sein, weil es dem Schöneren seine Zeit raubt.

Unsere Erwartung der Impletion ist nicht unveränderlich, sondern kann durch Nachdenken beeinflusst werden. Ein Gedanke an sich ist allerdings nicht immer ausreichend, um mehr Impletion zu erfahren. Andernfalls ließen sich sogar die grausamsten

Qualen allein durch die Erkenntnis auflösen, dass ihre Abwesenheit vorzuziehen ist. Manchmal wird Impletion nur auf Umwegen erreicht, etwa indem wir auf unsere Umstände Einfluss nehmen.

Die Erwartung der Impletion kann selbstverstärkend wirken; sie geht entweder mit Vorfreude oder Befürchtungen einher. Impletion und Leid sind keine dichotomen Zustände, sondern können in bunter Mischung auftreten; sie müssen als Pole eines Spektrums begriffen werden. Wie viel oder ob jemand Impletion erfährt, ist außerdem völlig subjektiv und nicht intersubjektiv vergleichbar, weil kein gemeinsamer Anschauungsgegenstand vorliegt, auf den gezeigt werden könnte. (Dies wird im Kern nicht dadurch berührt, dass wir natürlich versuchen können, uns aufrichtig über unser gegenseitiges inneres Erleben auszutauschen.) Lediglich über das eigene innere Erleben lassen sich vergleichsweise klare Aussagen treffen.

Der Wille

Kein Lebewesen kann ohne die Erwartung handeln, die getroffene Entscheidung diene seiner Impletion im Vergleich zu allen anderen Optionen am meisten. Diese Erwartung ist die Handlungsbedingung, und zwar auch dann, wenn sie nicht bewusst wahrgenommen wird. So gesehen ist jeder Entscheidungsprozess ein automatischer Ablauf, egal, ob er von innerem Erleben begleitet wird oder nicht.

Beinahe alles hat eine Ursache und ist selbst nur Wirkung, diese Welt ist determiniert. Weder die Evolution noch ihre Produkte sind mehr als logische Konsequenzen des Universums. Dazu passt, dass Lebe-

wesen grundsätzlich auf einen Daseinszustand der Impletion hinarbeiten, der sich ursprünglich als Motor des Fortbestands herauskristallisierte, und dass dieser Zustand nicht zwingend erreicht werden muss, denn er ist kein intrinsisches Ziel des Universums – obgleich für uns der Sinn des Lebens. Was wir als Antrieb empfinden, ist nichts als ein umfallender Dominostein in einer gewaltigen Kettenreaktion.

Die Welt ist einfach, wie sie ist. Der „freie Wille“ existiert zwar in unserem inneren Erleben, aber nicht jenseits eines schlichtweg stattfindenden Kausalprinzips oder eines natürlichen Zufalls auf Quantenebene. Beides bedeutet die Absage an eine zauberhafte Situation, in der wir bildlich gesprochen vor zwei Türen stehen und völlig frei entscheiden können, durch welche wir treten. Eine Entscheidung als solche bedarf Beweggründe, und diese Gründe sind Ursachen.

Doch das bedeutet nicht „Fremdbestimmung“ gegen unseren Willen. Unsere Willensentscheidungen *sind* gerade die Bestimmtheit des Universums. Unser inneres Erleben, einschließlich unserer Zeitwahrnehmung und der Entscheidungen, die wir bewusst treffen, sind *gleichzeitig* Anteil des feststehenden Universums. Umgekehrt: Der in oder durch uns stattfindende Anteil des feststehenden Gesamtuniversums ist, was wir subjektiv als freien Willen empfinden.

Aus unserem Blickwinkel führen wir damit Möglichkeiten in Bestimmtheit über. Wir sollten uns nicht mit anderen Blickwinkeln verrückt machen. Es ergäbe keinen Sinn, nicht über richtiges und falsches Handeln nachzudenken und zu sprechen, schließlich sind diese Auseinandersetzungen Teil unserer Entscheidungsprozesse. Gleichermäßen dürfen wir nicht an der unausgegorenen Fantasie einer absoluten Wil-

lensfreiheit beziehungsweise einer absoluten Verantwortung festhalten und bereits eingesehene Fehler nachtragen.

Die Psyche
oder
Das Unbewusste
oder
Der Krieg gegen die Angst

Das Erleben unterscheidet sich von Mensch zu Mensch erheblich, Bedürfnisse sind unterschiedlich. Die jeweiligen konkreten Quellen der Impletion hängen sicherlich stark von der persönlichen Geschichte eines Individuums ab. Auf eines müssen wir jedoch alle achten: Nicht jede schlechte Empfindung, die wir zu vermeiden suchen, nicht jeder angebliche Quell, den wir zu befriedigen suchen, ist tatsächlich in Stein gemeißelt. Solche prinzipiell überwindbaren Blockaden größerer Impletion lassen sich nicht einfach durch rationale Willensentscheidungen lösen. Stattdessen ist eine Reise in die Psyche erforderlich.

Das *Selbst* setzt sich aus einem unbewussten und einem bewussten Teil zusammen. Das Bewusste ist, was ich mit „innerem Erleben“ meine: Sinneswahrnehmungen, die sich auf äußere Reize zurückführen lassen, Gedanken, Erinnerungen und Emotionen. Die besagten Blockaden sind unbewusste Einflüsse, genauer gesagt Ängste, die ursprünglich unser Überleben sichern sollten, aber gar keinen realen Gegenstand (mehr) haben.

Das Leben eines Kindes hängt von der Fürsorge und somit der Zuneigung seiner Eltern ab; für diese Zuneigung würde das Kind evolutionsbedingt alles

tun. Macht es die Erfahrung, dass ein bestimmtes Verhalten die Beziehung zu den Eltern gefährden könnte, geht dieses Verhalten fortan mit einer buchstäblichen Todesangst einher. Das Kind wird instinktiv versuchen, einen Ausweg zu finden: Als Überlebensstrategie passt es sein Verhalten entsprechend an. Auch wenn sein Leben überhaupt nicht auf dem Spiel steht. Dieser Mechanismus ist den Menschen nicht bewusst; die Angst, die mit dem alten Verhalten verbunden ist, stellt sich als ein zu umgehendes Leid dar, eine falsche Selbstverständlichkeit, und das neue Verhaltensmuster als Persönlichkeit.

Ich definiere lösbare psychische Probleme – im Alltag spreche ich schlicht von *Issues* – als überwindbare Blockaden größerer Impletion, deren Überwindung die dahinterliegende Impletion wert ist. Die oben beschriebene Verhaltensänderung fällt hierunter. Issues können durch die Konfrontation mit den zugrundeliegenden Ängsten und ihrer Herkunft überwunden werden. Es stellt sich dann heraus: Die Angst sollte mich beschützen, doch in Wahrheit hat sie mich ohne Not in Ketten gelegt.

Leider ist diese Konfrontation nicht angenehm – Angst ist immerhin abstoßend, das ist ihre Aufgabe. Du musst dorthin gehen, wo es weh tut. Die Mühen werden belohnt. Es wird erst schlechter, bevor es besser wird. Diese Einsicht ist der erste Schritt, um die Konfrontation zulassen zu können. Wir erinnern uns: Motivation entsteht aus der Erwartung größerer Impletion.

Issues treten in vielfältiger Gestalt auf und nicht immer sind die Eltern dafür verantwortlich. Stark verbreitet sind Formen von Unsicherheit, also der Angst, nicht gut genug zu sein, seinen Wert erst be-

weisen, etwas leisten, stark oder schön sein zu müssen. Typischerweise folgt daraus die Überheblichkeit gegenüber anderen Menschen oder Lebewesen, um sich selbst besser zu fühlen und dieser Angst zu entkommen. Und keine Verurteilung der anderen kommt ohne eine spiegelbildliche Selbstverurteilung aus.

Ebenfalls verbreitet ist die Unfähigkeit, die eigenen Emotionen zuzulassen. Grundsätzlich gilt: Es ist nicht gesund, Emotionen zu unterdrücken. Denn sie verschwinden nie wirklich. Sie müssen raus, wir müssen weinen. Wer das zulassen kann, wird sich die eigenen Issues leichter bewusstmachen und sie leichter überwinden. Angesichts dessen ist es fürchterlich tragisch, wie Unsicherheiten und Überheblichkeiten zur gesellschaftlichen Stigmatisierung der emotionalen Offenheit führen.

Ich vermute, so gut wie alle Menschen leiden unter irgendwelchen Issues – und die allermeisten wissen es nicht einmal. Im schlechtesten Fall sind ihre Issues derart selbsterhaltend beschaffen, dass ihre Offenbarung als Schwächeeingeständnis gefürchtet und deshalb gar nicht erst zugelassen wird. Die Menschen verletzen einander und sich selbst. Ihre angstgetriebenen Gedanken sagen ihnen, dass sie „besser“ wären als andere, oder dass sie keine Fehler machen dürften, oder dass sie allein für die Rettung der Welt verantwortlich wären. Wie gesagt, Issues gibt es wie Sand am Meer. Aber die Welt geht nicht unter, wenn wir in der Öffentlichkeit weinen, uns beim Karaoke blamieren, unsere Eltern enttäuschen und so weiter. Wir sind alle nur Menschen.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte ich nicht die leiseste Ahnung von Psyche. Vor allem das Psychedelikum LSD hat mir meine Issues offenbart. Psyche-

delika können einen gewaltigen therapeutischen Nutzen entfalten. Sie sind zu Unrecht stigmatisiert und kriminalisiert. Trotzdem ist es immer ratsam, sich vor ihrem Konsum ausführlich über die Substanzen zu informieren und schon einmal mit der eigenen Psyche zu befassen. Wer keine Kontrolle abgeben kann, wird beim vergeblichen Versuch, wie üblich vor dem Gefürchteten davonzulaufen, erbarmungslos gefoltert werden. *Psychonautik* ist eine ernsthafte Angelegenheit.

Weil das Erklären beim Thema Psyche besonders schwierig ist (Begriffe wie *zulassen*, *weglaufen* oder *bekämpfen* können je nach Kontext und Verständnis genau das Gegenteilige bedeuten), will ich es noch einmal mit anderen Worten versuchen:

Die kalte Logik des Universums hat uns ein inneres Erleben verpasst, das unsere Überlebenschancen erhöhen soll. Was unser Leben bedroht, fühlt sich schlecht an. Der gefürchteten Bedrohung setzen wir instinktiv und unbewusst etwas entgegen: Wir kämpfen oder versuchen, selbst bedrohlicher zu wirken (Wut, Überheblichkeit); wir fliehen, erstarren oder unterwerfen uns. Unter Umständen rationalisieren und verdrängen wir die empfundene Bedrohung.

Manche Ängste sind aber nur erlernt; es existiert keine Bedrohung, die eine lebensrettende Reaktion erforderte. Statt den Schrecken wie üblich zu bekämpfen oder vor ihm zu fliehen und so weiter, müssen wir uns ihm bewusst ergeben. So groß die Angst vor dieser Konfrontation auch sein mag, sie wird erlösend sein. Der Tod mag schaurig bleiben, doch hier erwartet er uns nicht. Es geht nicht nur darum, die Sinnlosigkeit eines Issues rational zu begreifen. Die Furcht muss erlebt werden und allein dadurch wird

sie irgendwann verschwinden. Ob sie Sinn hat oder nicht.

Wer mit dem Bekämpfen von Bedrohungen nicht aufhören kann, wenn und obwohl das nichts gegen sie ausrichtet, wird dabei durch die Hölle gehen – die Angst wird zur Panik. Nach meinem Verständnis geschieht genau das bei einem sogenannten Horror-Trip.

Dies in einer Metapher, die sich mir als sehr nützlich erwiesen hat: Wir Menschen fürchten Tiger im Gebüsch. Das bewegt uns dazu, etwas gegen diese Bedrohung zu unternehmen. Manche dieser Tiger sind allerdings völlig harmlos; wir haben nur irreführende Erfahrungen gemacht. In diesen Fällen ist das Angsthandeln schädlich. Stattdessen sollten wir uns von den falschen Tigern anfallen lassen. Wieder und wieder. Bis sie ihren Schrecken verloren haben.

Ich kann hier nur an der Oberfläche kratzen und will mich nicht allzu weit aus dem Fenster lehnen. Was Psyche angeht, lerne ich jeden Tag dazu. Und bloße Worte eignen sich bei diesem Thema besonders schlecht, um zu vermitteln, worum es geht. Letztendlich ist es eine höchstpersönliche Reise. Festzuhalten bleibt, dass der Mensch von unnötigen unbewussten Schutzmechanismen geplagt sein kann, aber dass er in der Lage ist, sie zugunsten der Impletion bewusst zu überwinden, indem er seinen Ängsten begegnet, statt sich von ihnen treiben zu lassen.

Das Konzept der Blockaden lässt sich bisweilen auch bei Sucht und Depression anwenden. Sucht kann die Befriedigung eines Pseudo-Quells der Impletion sein, verbunden mit der Flucht vor Ängsten, die es eigentlich zu konfrontieren gälte. Depressionen wiederum können durch eine Vielzahl von Issues entstehen,

die jede Erwartung der Impletion und damit jede Motivation auslöschen.

Trotz alledem gibt es psychische Probleme oder Formen des Leids, die nicht vollständig auflösbar sind und daher nur umgangen werden können. Es bleibt die Aufgabe des Verstandes, den bestmöglichen Weg zur Impletion zu finden.

Der moralische Kompass
oder
Der rücksichtsvolle Egoismus

Kein Mensch kann sich willentlich gegen seine Erwartung der Impletion entscheiden. Selbstlosigkeit existiert nicht; jede Handlung folgt egoistischen Motiven. Wer einem Mitmenschen über die Straße hilft, muss zwingend davon ausgehen, dass diese Tat der eigenen Impletion auf irgendeine Weise am zuträglichsten ist. Sogar die Aufopferung des eigenen Lebens für ein anderes Individuum kann nur erfolgen, wenn es mit der Erwartung größtmöglicher Impletion einhergeht. Solche Erwartungen sind nicht zwingend richtig. Für ein Leben, das reich an Impletion sein soll, müssen sie mithilfe des Verstandes überdacht werden. Die Frage „Was dient meiner Impletion am meisten?“ ist der einzige gültige moralische Kompass des *Impletionismus*.

Auf den ersten Blick mag ein Ellbogen-Egoismus im Alltagssinne die meiste Impletion versprechen. Auf den zweiten sollte solch ein rücksichtsloser Egoismus einem *rücksichtsvollen Egoismus* weichen. Denn ein Individuum, das seine Stärken ohne Rücksicht auf andere Lebewesen ausnutzt, erzeugt eine gesellschaftliche Norm, wonach es richtig und vielleicht

notwendig sei, sich über die Schwächeren hinwegzusetzen. Und durch diesen Zustand droht es, selbst Schaden zu nehmen, sobald es in irgendeiner Hinsicht zu den Schwächeren gehört. Ein verletzter Mensch neigt dazu, seine Überlebensstrategie anzupassen – wenn nicht rational, dann wenigstens aus psychischen Gründen. Eine derart verdorbene Gesellschaft stellt am Ende eine Gefahr für alle dar.

Aus diesem Grund ist es deutlich aussichtsreicher, wenn ich auf andere Rücksicht nehme und zu einer Gesellschaft beitrage, die mich ebenfalls berücksichtigt. Dieses Reziprozitätsprinzip geht über direkte Erwidierungen hinaus und schließt Abstraktionen mit ein: Tu anderen nichts an, was sie nicht erfahren wollen, weil du nicht willst, dass andere dir antun, was du nicht erfahren willst!

Gegen diese Logik der Rücksichtnahme zugunsten der eigenen Impletion formulierte ein lieber Studienfreund, was ich seither den *Einwand des bösen Diktators* nenne: Ein sehr mächtiger Mensch habe keinen Grund, seine Entscheidungen von anderen abhängig zu machen. Rücksichtsloser Egoismus sei in seinem Fall vernünftig. Dem widerspreche ich nicht grundsätzlich. Je weniger Aus- und Rückwirkungen eine Person befürchten muss, desto freier kann sie entscheiden – auch zulasten anderer. Allerdings darf das Echo einer vergifteten Gesellschaft nicht unterschätzt werden. Im Reich des besagten Diktators haben alle Menschen, die unter seiner Rücksichtslosigkeit leiden, und aus deren Sicht er somit böse ist, ein Interesse an seinem Sturz. Dieses Risiko sollte er in seine Entscheidungen einfließen lassen; danach dürften sie deutlich rücksichtsvoller ausfallen. Ich halte es für

wahrscheinlich, dass sich rücksichtsloses Handeln selbst für Diktatorinnen nicht rechnet.

Für eine rücksichtsvolle Gesellschaft sind empathische Menschen von Vorteil. Sie schaden anderen nicht nur deshalb nicht, weil es sich rächen könnte, sondern weil sie dabei ganz unmittelbar selbst Leid empfinden. Doch auch unempathische Menschen sollten die Nachteile des rücksichtslosen Egoismus rational nachvollziehen können.

Im Gegensatz zur menschlichen Gesellschaft führt fehlende Rücksichtnahme gegenüber anderen Spezies meistens nicht zu einer nennenswerten Bedrohung durch deren so beeinflusstes Verhalten. Darum ist die Menschheit grausam zu den Tieren. Der Nutzen, den diese Rücksichtslosigkeit mit sich bringt, wiegt ihren Schaden aber nicht auf. Er reicht von ökologischen Konsequenzen bis hin zur Verrohung der Gesellschaft. Wenn wir nicht jedes Leben gleichermaßen wertschätzen, kommen wir Gräueltaten gegen Menschen einen Schritt näher. Nicht umsonst geht die Entwertung von Menschenleben so oft mit Tiervergleichen einher.

Nichtsdestotrotz ist Rücksichtnahme niemals Selbstzweck; ihre Sinnhaftigkeit hat Grenzen. An einem gewissen Punkt steht das unmittelbare Zurückstellen der eigenen Impletion nicht mehr im gewinnbringenden Verhältnis zu den Echoeffekten. Zum Beispiel kann es gerechtfertigt sein, ein Lebewesen zu töten und zu essen, wenn das eigene Überleben davon abhängt.

Wenn zwei Individuen in einen Interessenkonflikt geraten, sollten sie versuchen, durch ausführliche Kommunikation, Informationsbeschaffung und das Hineinversetzen in ihr Gegenüber einen perfekten

Kompromiss zu finden, der beiden dasselbe Maß an Impletion gewährleistet. Die Schwierigkeit solcher Auseinandersetzungen besteht vor allem in der Unmöglichkeit, das innere Erleben direkt zu vergleichen. Die beiden können nur ihr Bestes geben. Das muss nicht immer gelingen.

Bei alledem ist es nicht zielführend, sich weiter zurückzunehmen, als es nach eigener und abschließender Einschätzung lohnenswert ist. Es gilt stets, die eigene Impletion zu maximieren. Gleichzeitig ist jedes Handeln gegen das Einverständnis des Gegenübers wegen der möglichen Rückwirkungen hochgefährlich.

Komplexere Konflikte mit einer Vielzahl von Beteiligten lassen sich deutlich schwerer derart lösen, dass alle sich mit dem Ergebnis zufriedengeben. Da Impletion nicht messbar ist und Auseinandersetzungen wertvolle Zeit und Kraft kosten, bedarf es eines effizienteren Entscheidungssystems, das sich seinerseits vom Reziprozitätsprinzip ableitet: ein System der Stimmengleichheit.

Die (Radikal-)Demokratie

Gesellschaftliche Interessenkonflikte sollten nicht durch die gewaltvolle Durchsetzung der eigenen Weltanschauung entschieden werden, sondern durch ein Abstimmungsverfahren, in dem alle bei jeder Entscheidungsfrage über die gleiche Stimme verfügen. Ich setze mich für diese Gleichheit ein und verteidige diesen Zustand, weil ich davon ausgehe, dass dieses Gesellschaftssystem meiner Impletion eher dient als die rücksichtslose Durchsetzung meiner Meinung.

Dennoch kann es zu einer Situation kommen, in der sich Rücksichtslosigkeit eher lohnt als die Dul-

dung anderer Meinungen. Das wäre zum Beispiel der Fall, wenn sich die gesellschaftliche Mehrheit fest entschlossen für meine Ermordung einsetzen würde. Vom Demokratieprinzip abzuweichen muss allerdings das Äußerste sein – etwa als Notwehrreaktion auf einen offenen Vernichtungswillen. An diesem Punkt ist eine Demokratie bereits schwer beschädigt.

Weil konstitutionelle Hürden wie Zweidrittelmehrheiten, Vetorechte, Eingriffe durch Institutionen wie Verfassungsgerichte oder die alternativlose Wahl von Repräsentantinnen die Gleichheit der Stimmen untergraben würden, muss diese Demokratie zwingend eine direkte Mehrheitsdemokratie sein. Alles andere würde bedeuten, dass die Stimmen der unterlegenen Mehrheit weniger wert sind als die der überlegenen Minderheit. Im Unterschied zum liberalistischen Repräsentativsystem ist die Demokratie, von der ich spreche, besser als *Radikaldemokratie* bezeichnet.

Gleichwohl sind freiwillige und breite Kompromisse wünschenswert. Denn auch innerhalb der Radikaldemokratie gilt das Reziprozitätsprinzip, um kontraproduktive Rückwirkungen zu verhindern. Die ausgeprägte Rücksichtslosigkeit einer Mehrheit kann zu einer unzufriedenen Minderheit führen und antidemokratischen Widerstand provozieren, der die Mehrheit selbst bedroht. Auf der anderen Seite sollten demokratische Mehrheitsentscheidungen hingenommen werden, selbst wenn sie falsch erscheinen.

Eine funktionierende Demokratie ist auf die geeignete politische Kultur und die wohlwollende Zusammenarbeit aller angewiesen. Das bedeutet nicht, dass Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten nicht dazugehörten. Der gesellschaftliche Frieden und der

Bestand der Demokratie lassen sich aber nicht einfach festschreiben und erzwingen. Auf die besonnene Abwägung aller Beteiligten kommt es an, was ihrer Impletion am meisten nützt.

Stützt sich eine Gesellschaft noch nicht auf radikal-demokratische Entscheidungsfindung, sollte die Stimmgleichheit nicht durch eine gewaltsame Durchsetzung der eigenen Weltanschauung erzwungen werden. Wie könnte ein solcher Vorgang auch von Erfolg gekrönt sein und zu den erforderlichen gesellschaftlichen Normen beitragen, wenn er ihnen doch direkt widerspricht? Stattdessen gilt es, durch friedliche Überzeugungsarbeit darauf hinzuwirken – zumindest solange es ohne Weiteres möglich ist, Kritik am Status quo zu üben und offen für Veränderungen einzutreten.

Meine hier zum Ausdruck gebrachte Forderung nach Stimmgleichheit bezieht sich, um es noch einmal deutlich zu sagen, auf *gesellschaftliche* Entscheidungsfragen. Konflikte, die nur eine überschaubare Anzahl von Individuen betreffen und unmittelbar zwischenmenschlich gelöst werden können, habe ich bereits im vorangegangenen Kapitel behandelt.

Allerdings ist die Frage, ob ein Sachverhalt die Gesellschaft betrifft, ihrerseits gesellschaftlicher Natur. Es ist daher zwar nicht erforderlich, immer alle in alles miteinzubeziehen – aber die Möglichkeit zur gesamtgesellschaftlichen und stimmgleichen Abstimmung muss im Grundsatz gegeben sein. Das heißt: Die Mehrheit kann davon absehen, in kleinere Entscheidungsräume beziehungsweise Privatangelegenheiten einzugreifen, obwohl es ihr im vorgeschlagenen System grundsätzlich erlaubt wäre.

Aus der bisher dargelegten Logik der Impletion folgt, dass keine Person sich in Angelegenheiten einmischen sollte, von denen sie nicht mindestens in einem Ausmaß betroffen ist, das diesen Akt lohnenswert machen würde – auch vor dem Hintergrund abstrakter Rückwirkungen. Insofern erwarte ich keine Mehrheitsentscheidungen in der Form eines totalitären Übergriffs Unbeteiligter. Warum sollte die Mehrheit Belange kontrollieren wollen, die sie nicht berühren? Sie wird sich jedenfalls für betroffen halten.

Es ist, wie zuvor erläutert, auch nicht in ihrem Interesse, eine Minderheit gegen die Demokratie aufzubringen. Für ein tatsächliches Opfer übergriffiger Mehrheiten wiederum steht die Demokratie ab einem gewissen Punkt zur Disposition (siehe oben).

Und abermals muss ich zur Vorsicht raten: Die Radikaldemokratie darf niemals so sehr verblassen, dass faktisch eine herrschende Elite zurückbleibt, die ihre Legitimation aus der nurmehr formalen Möglichkeit gewinnt, von der Mehrheit wieder abgeschafft zu werden. Je größer die gemeinschaftliche Teilhabe, desto stärker ist die Demokratie verankert.

Ferner kann die Radikaldemokratie an organisatorische Machbarkeitsgrenzen stoßen. Es gilt dann, ihr so nahe wie möglich zu kommen.

Die Gleichverteilung
oder
Freiheit durch Gleichheit

Wir haben gesehen, dass eine Gleichheit an Impletion aus Reziprozitätserwägungen der erstrebenswerte Ausgang von Verteilungsfragen jeder Art ist. Doch weil Impletion nicht absolut und von außen gemessen

werden kann, ist es bisweilen unmöglich, zu bestimmen, welche (vielleicht ungleiche) Verteilung tatsächlich zu diesem Ausgang führt. Die Reziprozitätslogik liefert als Lösung nicht nur ein Entscheidungssystem der Stimmgleichheit, sondern ein allgemeines Verteilungsprinzip der *numerischen Gleichheit*.

Wenn die Menschen, egal ob zwei Einzelne oder eine radikaldemokratische Gesellschaft, keinen Kompromiss der Ungleichverteilung finden können, der die Gleichheit an Impletion besser gewährleistet als eine reine Gleichverteilung, so ist diese Gleichverteilung vorzuziehen: Im Zweifel soll jedem Menschen jeweils das Gleiche gehören. Denn mehr oder weniger willkürliche Ungleichheit birgt immer das Risiko, von einer Gleichheit an Impletion noch weiter abzuweichen. Deshalb ist dem besagten Zweifel Vorrang einzuräumen.

Statt Impletion könnte ich an dieser Stelle auch von *Freiheit* sprechen. Im Allgemeinen bedeutet Freiheit, Möglichkeiten zu haben. Doch erst wenn diese Möglichkeiten zur Verwirklichung eines erfüllten Lebens beitragen, entfalten sie ihre Bedeutung. Daher verstehe ich Freiheit insbesondere als die Ermöglichung von Impletion. Unter Unfreiheit ist dementsprechend die Einschränkung von Impletion zu verstehen.

Ein Individuum, das nicht rein intuitiv handelt, sondern nachgedacht, aber keine Restriktionen durch die Umwelt wie die Interessen anderer oder die Verfügbarkeit von Ressourcen berücksichtigen muss, wäre so frei, wie es nur vorstellbar ist (ohne die Limitationen der Existenz restlos auszuklammern, denn dann hätten wir es mit einem ewigen Zustand vollkommener Impletion zu tun). In der Realität müs-

sen wir die Restriktionen der Umwelt jedoch um unserer Willen beachten. Wer unter diesen Umständen größtmögliche Freiheit erfahren will, muss zum Beispiel Rücksicht auf andere Lebewesen nehmen – obwohl unter anderen Umständen noch mehr Freiheit vorstellbar wäre.

Wenn alle Menschen gleich frei sind, ist niemand frei zulasten anderer Leute Freiheit. Niemand praktiziert einen rücksichtslosen Egoismus, der sich als Bumerang erweist, und niemand leidet darunter. Eine Gesellschaft der gleich Freien ist für die Impletion jedes Individuums zuträglicher als eine Gesellschaft der ungleich Freien, in der alle um ihre Impletion fürchten müssen. Das Streben nach idealer Freiheit durch rücksichtslosen Egoismus verwirklicht den Sinn des Lebens für gewöhnlich nicht.

Und wenn die optimale Ungleichverteilung, die zu einer Gleichheit an Freiheit führt, nicht auffindbar ist, wird die Gleichverteilung zur vernünftigsten Option. Durch Restriktionen kann sich also ergeben, dass die größtmögliche Freiheit durch numerische Gleichheit erreicht wird – im Gegensatz zur liberalistischen Lehre, die Freiheit und Gleichverteilung als Widersprüche zeichnet.

Bei der Frage der Ressourcenverteilung spreche ich mich grundsätzlich für Gleichverteilung aus, weil sich keine bessere Verteilung hinreichend begründen lässt. Jedes Individuum kann unwiderlegbar behaupten, es benötige mehr Ressourcen für dieselbe Impletion, die andere durch weniger Ressourcen erführen, weil Impletion nicht messbar oder zwischen Individuen vergleichbar ist. Deshalb eignen sich diese Behauptungen mindestens auf gesellschaftlicher Ebene nicht als Verteilungsmaßstab, um eine Gleichheit an

Implentation zu erreichen. Ähnlich verhält es sich mit dem liberalistischen Konzept der Leistung.

Dazu ein Gedankenexperiment: Stellen wir uns vor, einige Individuen, sagen wir drei, treten zu einem Sprint an. Für den Zweck des Experiments spielt die genaue Anzahl der Läuferinnen keine Rolle.

Anhängerinnen der Leistungslogik würden argumentieren, dass die Reihenfolge, in der die Läuferinnen das Ziel erreichen, als Verteilungsgrundlage dienen sollte, solange die Läuferinnen unter gleichen Bedingungen gestartet sind. Die Schnellste solle den größten Anteil erhalten, die Zweitschnellste etwas weniger und die Letzte am wenigsten. Leistung solle belohnt oder Aufwand entschädigt werden, weil das gerecht sei oder die Gesamtgesellschaft davon profitiere.

Betrachten wir genauer, was mit „gleichen Bedingungen“ gemeint ist. Wären die Läuferinnen tatsächlich unter vollkommen gleichen Bedingungen gestartet, hätte keine von ihnen das Ziel schneller erreichen können als die anderen. In diesem Fall müssten sie zwangsläufig gleichzeitig über die Ziellinie gelangen, woraus Gleichverteilung folgte. Erhalten wir stattdessen eine Ungleichheit im Ausgang, liegt das daran, dass mindestens eine Läuferin von versteckten Vorteilen profitiert hat.

Der übliche Einwand lautet: Viele dieser Vorteile seien zu vernachlässigen, weil sie das Ergebnis persönlicher Anstrengung und Leistung seien. Vielleicht habe eine der Läuferinnen härter trainiert als die anderen. Doch keine Läuferin kann etwas für die Umstände ihrer Existenz, ihre körperlichen Fähigkeiten oder ihren Zugang zu Trainingsmöglichkeiten. Selbst Disziplin und Willenskraft sind letztlich Produkte von

Umständen, über die sie keine Kontrolle hatte. Individuelle „Leistung“ kann nicht isoliert betrachtet werden. Ebenso wenig lässt sich aus einem sportlichen Ergebnis sicher ableiten, welche Anstrengungen diesem Ergebnis vorausgingen. Unter Umständen hat die Letztplatzierte viel mehr gelitten oder „geleistet“ als die Erstplatzierte. Implektion ist eben nicht messbar.

Nach meinem Verständnis interessiert sich der Liberalismus gar nicht für eine Gleichheit an Implektion (beziehungsweise Freiheit), die unmittelbar durch die Verteilungsart zustande kommt. Er erwartet vielmehr, dass die Ungleichverteilung auf Basis unterschiedlicher „Leistung“ als Beitrag zur Gesellschaft allen am meisten nütze – auch wenn sie am Ende unterschiedlich viel Implektion erfahren. Diese Argumentation setzt wiederum die hinreichende Messbarkeit des Beitrags zu einer Welt der gerechten Ungleichheit voraus, in der jede beliebige Einzelne bessergestellt ist als durch Gleichverteilung. Das Erzielen unterschiedlich hoher Einkommen auf dem freien Markt erfüllt diese Bedingung jedoch nicht, wie ich in einem späteren Kapitel näher erläutern werde.

Weiterhin sprechen Liberalistinnen meist nicht von „gleichen Ausgangsbedingungen“, sondern von „Chancengleichheit“. Solange wir nichts Näheres über die individuellen Voraussetzungen der Läuferinnen wissen, können wir ihnen in der Tat jeweils eine „gleiche Chance“ versprechen, das Rennen zu gewinnen. Aber diese Begrifflichkeit verschleiern, dass gleiche Chancen keineswegs gesicherten Erfolg bedeuten. Sie ist manipulativ und perfide, weil sie den zwangsläufigen Verliererinnen Hoffnung auf einen Sieg macht und auf diese Weise die Zustimmung zu einer

Ungleichverteilung vergrößert. Die Bestärkung einer Logik des rücksichtslosen Egoismus.

Vermeintliche Leistungsunterschiede eignen sich also nicht im Geringsten, eine ungleiche Verteilung von Ressourcen zu rechtfertigen. Deshalb trete ich neben der Radikaldemokratie für eine ökonomische Gleichverteilung ein. (Gemäß der Reziprozitätslogik ist die Stimmengleichheit aber ein höheres Gut als meine nähere Meinung.) Auf Basis dieser Gleichverteilung darf es durch Verzicht und daraus folgender Umverteilung durchaus zu einer Ungleichheit kommen, die sich einer Gleichheit an Impletion annähert. Der Ausgangspunkt muss dennoch die Gleichverteilung bleiben.

Der Sinn dieser Gleichheit findet dort seine Grenze, wo sie nicht mehr nur die Frage der Ressourcenverteilung betrifft, sondern in Konflikt mit der körperlichen Selbstbestimmung gerät. Beispielsweise liegt es mir fern, die Umverteilung von Organen zu fordern, sollten die einen welche entbehren können (einmal abgesehen von den Risiken solcher Operationen) und die anderen sie zum Überleben benötigen. Zu gefährlich wäre es, die körperliche Selbstbestimmung in Frage zu stellen. Ähnlich wie beim Reziprozitäts-, Demokratie- oder Gleichheitsprinzip ist bei der Abweichung vom Prinzip der körperlichen Selbstbestimmung große Vorsicht geboten. Diese Prinzipien sollen stets Mittel für die eigene Impletion sein, keine Hindernisse.

Die Bedeutung von Rücksicht und Gleichheit in meiner Weltanschauung als Ergebnis der Anwendung meines moralischen Kompasses macht mich zu einem (freiheitlichen) Sozialisten.

Das ideale Gesellschaftssystem
oder
Meine Vision eines freiheitlichen Sozialismus

Die bisherigen Ergebnisse führen mich zu einem Vorschlag, wie die Menschen idealerweise ihr Zusammenleben organisieren sollten. Welches Gesellschaftssystem dient meiner Impletion (oder, wie wir gesehen haben, der Impletion jedes Individuums) am meisten? Ich interessiere mich in diesem Kapitel nicht für das Bestehende – Tabula rasa. Wir behandeln zuerst nur, wie es sein *sollte*.

Die Entscheidungsfindung

In meiner Vision stimmen die Menschen direktdemokratisch über alle Entscheidungsfragen ab. Dies geschieht digital, um die klassischen Herausforderungen der Direktdemokratie (wie hohe Bevölkerungszahlen, große Ausbreitungsgebiete oder eine Vielzahl an Entscheidungsfragen) zu bewältigen. Stimmberechtigt ist, wer die eigene Mündigkeit erklärt hat – dazu später mehr. Das digitale Abstimmungssystem ermöglicht zudem das flexible Delegieren der eigenen Stimme. Diese kann für bestimmte Entscheidungsfragen oder einen festgelegten Zeitraum übertragen werden. Es bleibt jederzeit möglich, die Stimme zurückzuholen. Vor allem aber: Es besteht kein Zwang zur Delegation (wie in der indirekten Wahldemokratie). Diese Form der Demokratie wird auch *Liquid Democracy* genannt.

Wer die Stimme eines oder mehrerer Delegierenden übernimmt, kann zusätzlich zu seiner eigenen, geheimen Stimme eine zweite, für die Delegierenden

öffentliche Stimme abgeben. Dies widerspricht nicht dem demokratischen Gleichheitsprinzip, da alle Menschen weiterhin die volle Kontrolle über ihre Stimme behalten. Zu dieser Kontrolle gehört auch die Möglichkeit der freiwilligen Delegation.

Nicht abgegebene Stimmen werden automatisch als Nein-Stimmen beziehungsweise als Stimmen für den Status quo gezählt. Ein Entscheidungsvorschlag muss deshalb eine „echte“ Mehrheit erreichen. Diese Regelung ermöglicht es allen, Entscheidungsvorschläge einzubringen, ohne willkürlich festgelegte Hürden überwinden zu müssen. Je mehr Ja-Stimmen ein Vorschlag erhält, desto sichtbarer wird er auf der Agenda. Die übrigen Verfahrensdetails eines Vorschlags legt dieser selbst fest, etwa ob er nur für einen begrenzten Zeitraum zur Abstimmung steht.

Weitere Festlegungen sind nicht erforderlich. Es versteht sich von selbst, dass neuere Entscheidungen ältere bei inhaltlichem Konflikt ersetzen. Ebenso ist anzunehmen, dass politische Zusammenschlüsse und Vorschlagsbündel entstehen, um die erforderlichen Mehrheiten zu erzielen. Unbeliebte Vorschläge können abgelehnt und ersetzt werden. Im Sinne der Radikaldemokratie existieren zudem keine konstitutionellen Einschränkungen; es zählt allein die Mehrheit.

Falls die digitale Umsetzung der Demokratie aus irgendeinem Grund nicht möglich sein sollte, bietet sich stattdessen eine *Losdemokratie* mit direktdemokratischen Elementen an. Aus der Bevölkerung werden in möglichst kurzen Abständen Freiwillige gelost, um eine regierende Versammlung zu bilden. Zwar herrscht dabei keine Stimmgleichheit, aber eine strenge Gleichheit vor dem Los. Alle haben die gesicherte gleiche Chance, als Mitglied der gelosten Ver-

sammlung über die Entscheidungsfragen direkt abzustimmen. Bei knappen Mehrheiten kann die Gesamtbevölkerung einbezogen werden. Die Herausbildung starrer Machtstrukturen bleibt ausgeschlossen. Das ist ein entscheidender Vorteil gegenüber der Räte- oder Wahldemokratie.

Den Menschen steht es frei, territoriale Untergliederungen mit festgelegtem Gebiet, Budget und Zuständigkeiten einzuführen, die wie erläutert radikal-demokratisch organisiert sind. Diese Annäherung an einen Föderalismus „von oben nach unten“ halte ich für entschieden vorteilhafter als die umgekehrte, von vornherein dezentrale Herangehensweise, die mir weitaus umständlicher und zudem gefährlicher erscheint, da sie dem Erstarken lokaler Identitäten und stereotypisierender Feindbilder mehr Raum verschafft.

Echte Stimmgleichheit erfordert außerdem eine Gleichheit, die über das Abstimmungssystem hinausgeht. Niemand darf sich durch Reichtum einen größeren Einfluss in der Politik verschaffen können. Auch deshalb ist die Gleichverteilung der verfügbaren Ressourcen vorzuziehen.

Die Wirtschaft

Beginnen wir gedanklich bei der Gesamtheit digitaler Punkte oder Marken (der Begriff „Geld“ eignet sich nicht mehr), die den maximalen nachhaltigen Verbrauch von Ressourcen innerhalb eines bestimmten Zeitraums repräsentieren. Die Bevölkerung entscheidet demokratisch, welche Ressourcen einer Begrenzung unterliegen sollen, wie groß die Maximalmengen zur Sicherstellung der Nachhaltigkeit sein müs-

sen und welcher Betrachtungszeitraum gelten soll (etwa ein Jahresquartal).

Auf dieser Basis wird jede begrenzte Ressource durch folgende Formel in Marken bewertet:

$$\frac{\text{Markenwert der Menge } x \text{ einer Ressource}}{\text{Gesamtanzahl der Marken}} = \frac{x}{\text{Anzahl der Ressourcenarten} \cdot \text{Gesamtmenge der Ressource}}$$

Jede Marke repräsentiert also einen abstrakten Anteil am als nachhaltig definierten Gesamtverbrauch. Umgekehrt können beliebige Mengen einer konkreten Ressource in Marken ausgedrückt werden. Angenommen, es wurden 500 begrenzte Ressourcen beschlossen, eine Maximalmenge für Rohöl von einer Milliarde Tonnen pro Quartal und eine Gesamtmarkenmenge von einer Billion. Dann beträgt der Markenwert einer Tonne Rohöl:

$$\frac{1 \text{ Billion Marken}}{500} \cdot \frac{1 \text{ Tonne}}{1 \text{ Milliarde Tonnen}} = 2000 \text{ Marken}$$

Ein Teil der im Betrachtungszeitraum insgesamt zur Verfügung stehenden Marken (also der verfügbaren Ressourcen) wird in die Infrastruktur investiert: Wohnraum, medizinische Versorgung, öffentliche Verkehrsmittel, Bildungs- und Kulturangebote. Die Nutzung dieser Infrastruktur steht allen ohne Weiteres frei – sie ist kostenlos.

Ein weiterer Teil der Marken wird vorerst geschont und zurückbehalten. Der letzte Teil wird als einheitliches Einkommen an alle ausgezahlt. Das bedeutet, dass jede Einzelne über denselben persönlichen Anteil der verfügbaren Ressourcen verfügt (Gleichverteilung). Das digitale Markenkonto einer Einzelperson lässt ansonsten nur Ausgaben zu. Ar-

beitslöhne existieren nicht mehr. Die Menschen müssen nicht mehr arbeiten, um zu überleben. Wenn sie arbeiten, tun sie das freiwillig und nicht aus indirektem Zwang.

Ich gehe davon aus, dass die notwendige menschliche Arbeit auf diese Weise zwanglos erledigt wird. Menschen haben Interessen und Leidenschaften; sie wollen sich betätigen. Diese Betätigungen sind nicht selten von gesellschaftlichem Nutzen. Und es gibt die Möglichkeiten der Automatisierung.

Falls die Menschen dennoch feststellen, dass sie insgesamt zu wenig oder die falsche Arbeit verrichten, sollten sie jedenfalls nicht auf ein System des Zwangs zurückgreifen. Als Erstes müssen sie sich fragen, ob sie verzichten können. Oder womöglich finden sich genug Freiwillige, die angesichts einer solchen Notlage bereit sind, die unliebsamen, aber notwendigen Aufgaben zu übernehmen. Erst wenn gar keine Lösung gefunden werden kann, außer Arbeit und Einkommen wieder zu vereinen und von der Freiwilligkeit abzuweichen, ist es eine Überlegung wert, den Anreiz für die fehlende Arbeit durch Bonusmarken zu erhöhen. Wer sich dann erbarmt, zu tun, was die Mehrheit getan sehen will, aber sonst niemand tun möchte, soll mehr Ressourcen erhalten.

Allerdings geht diese Maßnahme mit der Gefahr systemgegnerischer Zusammenschlüsse einher, die gezielt jede Arbeit verweigern, um mehr Ressourcen herauszuschlagen und so zu Löhnen und einer „Leistungsgesellschaft“ zurückzukehren. In ähnlicher Weise könnte das Markensystem durch eine parallele Tauschwirtschaft und ein neues Geldmittel unterlaufen werden. Eine Demokratie funktioniert nur unter

Demokratinnen – und ein Sozialismus nur unter Sozialistinnen. Das nur als Randnotiz.

Betriebe, die eine Ressource erstmals in den Wirtschaftskreislauf einführen, zum Beispiel ein Holzfällbetrieb, müssen symbolisch so viele Marken an das Gemeinschaftskonto der Bevölkerung zurückzahlen, wie sie den geförderten Ressourcen, zum Beispiel dem geernteten Holz, entsprechen. Die so entstandenen Markenkosten der Betriebe – ab jetzt spreche ich besser von *Arbeitsgemeinschaften*, mehr dazu gleich – sind Kosten, die durch die Weitergabe der Ressourcen beglichen werden müssen. Die Arbeitsgemeinschaften besitzen nämlich, im Unterschied zu Einzelpersonen, ein eigenes Markenkonto, das Einnahmen und Abbuchungen zulässt.

Das heißt, die ressourcenfördernden Arbeitsgemeinschaften geben die Ressourcen exakt zu den Markenkosten ihrer Förderung an andere Arbeitsgemeinschaften ab, die sie schließlich weiterverarbeiten. Diese Weiterverarbeitung bringt weitere Ressourcen und damit Kosten ins Spiel, bis der Preis des Endprodukts geformt ist, der von Einzelkonsumentinnen mit ihrem Einkommen bezahlt wird. So fließen die als Einheitseinkommen ausgegebenen Marken über die Arbeitsgemeinschaften zurück in die „Staatkasse“, um im nächsten Betrachtungszeitraum erneut verteilt zu werden. Die festgelegten Ressourcenmaxima bestimmen die Markenpreise aller Produkte und Dienstleistungen. Ein Gut, dessen Herstellung ohne beschränkte Ressourcen auskam, ist dementsprechend kostenlos.

Die Marken stehen allgemein für die verfügbaren Ressourcen und unterscheiden nicht zwischen ihnen. Zum Beispiel könnten die ausgegebenen Marken alle-

samt für Plastik- statt Holzprodukte ausgegeben werden und damit das Öl-Maximum weit überschreiten, während das Holz-Maximum unterschritten bliebe. Solchen Verschiebungen beugen einerseits die in der „Staatskasse“ zurückbehaltenen Marken (siehe oben) vor. Andererseits ist es möglich, die Maxima im nächsten Betrachtungszeitraum anzugleichen: Bei einem Überschuss von Öl im ersten Quartal wird sein Maximum im nächsten Quartal einfach um den Betrag der Überschreitung verringert – die Markenkosten der Ressource steigen und die Nachfrage sinkt. Das sorgt zumindest mittelfristig für die Einhaltung der eigentlich festgelegten Grenzwerte. Solche Schwankungen sind durch Vorhersagemodelle, wie sie heutzutage schon von kapitalistischen Konzernen verwendet werden, mehr oder weniger zu antizipieren.

Die Menschen sind nicht gezwungen, ihre Marken innerhalb des Betrachtungszeitraums, in dem sie sie erhalten haben, auszugeben. Sie können auch sparen. Damit solches Sparverhalten nicht dazu führt, dass die Einheitseinkommen irgendwann nicht mehr in gewohnter Menge ausgezahlt werden können, weil zu wenige Marken zurückgeflossen sind, müssen welche in der „Staatskasse“ zurückbehalten worden sein. Alternativ lässt sich eine Vermögenssteuer auf gesparte Marken einführen oder einfach die Gesamtmenge der Marken erhöhen, was zu einer Entwertung der gesparten Marken führen würde.

Zurück zu den Arbeitsgemeinschaften. Auch sie sind in meiner Vision radikaldemokratisch organisiert. Die Liquid Democracy ermöglicht durch ihre Delegationsfunktion eine Arbeitsteilung bei betrieblichen Entscheidungen: Mitarbeiterinnen müssen sich nicht zwangsläufig mit jeder Frage befassen. Sollte

sich dadurch eine „Managerposition“ herausbilden, bleibt diese stets demokratisch legitimiert. Die Arbeitsgemeinschaften kennen weder starre Hierarchien noch ein Privateigentum an Produktionsmitteln. Alle Mitarbeiterinnen behalten jederzeit die Kontrolle über ihre Stimme.

Zwar kann die Gesamtbevölkerung grundsätzlich Entscheidungen treffen, die für die Arbeitsgemeinschaften bindender sind als ihre eigenen Mehrheitsentscheidungen. Trotzdem sollte jede Arbeitsgemeinschaft weitgehend ungehindert entscheiden können, wen sie einstellt oder entlässt. Wer einer Arbeit nachgehen will, die in einer Arbeitsgemeinschaft verrichtet werden muss, aber nirgendwo unterkommt, kann eine eigene gründen. Sollte auch das nicht gelingen oder in Frage kommen, steht immerhin die Existenz dieser Person nicht auf dem Spiel, da sie ihr Einkommen sowieso erhält. Dafür ist den Arbeitsgemeinschaften die Kontrolle über ihr Arbeitsumfeld garantiert.

Die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft erfolgt durch die Einrichtung eines Markenkontos, das nicht für private Zwecke genutzt werden darf, sondern nur zur Finanzierung der Produktionsausgaben dienen soll. Jede Arbeitsgemeinschaft beginnt mit einem Startbetrag auf diesem Konto, der von Einzelpersonen oder von der Gesamtgesellschaft (aus der „Staatskasse“) bereitgestellt wurde. Diese Marken werden für den Einkauf von Produktionsmitteln verwendet, bis durch den Verkauf so viele Marken nachgeflossen sind, wie für den Einkauf ausgegeben wurden. Arbeitsgemeinschaften dürfen keinen Gewinn erwirtschaften (denn sonst würden die Markenpreise nicht mehr die Allgemeinheit der verfügbaren Res-

sourcen ausdrücken). Soll die Produktion ausgebaut oder verbessert werden, müssen dem Konto der Arbeitsgemeinschaft abermals Marken durch Einzelne oder die Gemeinschaft zugeführt werden. Auch für solche Ausgaben blieben in der „Staatskasse“ Marken zurück.

Grundsätzlich ist Konkurrenz zwischen den Arbeitsgemeinschaften denkbar und es herrscht eine gewisse Konsumfreiheit. Allerdings bewegt sich die gesamte Wirtschaft im Rahmen der demokratisch beschlossenen Nachhaltigkeitsgrenzen und nur darin kann sie wachsen. Je nachhaltiger die Produktion, desto größer der Wohlstand, desto mehr können sich die Menschen leisten. Meine Vision kennt keinen Profit, keinen Klassenkampf und keinen Arbeitszwang. Die Menschen handeln freiwillig, sie entscheiden gemeinsam und bewusst.

Dem Umweltschutz ist durch das Markensystem selbstverständlich noch nicht Genüge getan. Die Begrenzung der Holzförderung müsste beispielsweise um eine ausgeklügelte Abholzungs politik erweitert werden, damit die Bestände sich ausreichend erholen können. Entweder die zuständigen Arbeitsgemeinschaften kümmern sich darum oder die Gesamtbevölkerung trifft entsprechende Entscheidungen.

Die Infrastruktur

In meiner Vision wird vieles kostenlos zur Verfügung gestellt. Das ist schlicht weniger umständlich und störend, als stattdessen ein höheres Einkommen auszu zahlen, mehr Bezahlvorgänge zu verlangen und obendrein vermeidbare Arbeit erforderlich zu machen (etwa Ticketkontrollen bei der Bahn). Außerdem:

Wieso sollte, wer nicht auf die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel oder Krankenversorgung angewiesen ist, einen Ressourcenbonus erhalten?

In seltenen Fällen lohnt es sich trotzdem, über eine Nutzungsbegrenzung nachzudenken. Kostenloses Leitungswasser könnte etwa zu achtloser Verschwendung führen. In derartigen Fällen ist es sinnvoll, ab einer gewissen Menge pro Person Markenkosten zu erheben. Solche Politiken können aber fürs Erste gestrost weggelassen werden; es genügt, wenn sie reaktiv hinzukommen. Einfachheit und Bürokratielosigkeit (weniger Arbeit für alle Seiten) sticht hier eindeutig die pedantische Vermeidung theoretischer Ungerechtigkeiten. Wir müssen nicht davon ausgehen, dass die Menschen in einem problematischen Ausmaß zur Wasserverschwendung neigen, nur weil sie dafür keine Marken abgeben müssen.

In diesem Sinne: Wer um einen Rollstuhl, ein Zahnimplantat oder Medikamente bittet, erhält sie – ohne Rechnung, ohne Umschweife. Und wer gern eine Wohnung hätte, dem wird ebenso eine zugeteilt. Wie aber soll etwas so Unterschiedliches wie Wohnraum gerecht verteilt werden? Im Allgemeinen eignet sich zur Verteilung von Begrenztem, das nicht gleichverteilt werden kann, ein Losverfahren. Wohnungen werden in meiner Vision unter der Berücksichtigung von Präferenzen und bisherigen Wohnsituationen verteilt – und erst im Zweifel kommt das Los zum Einsatz. Auf diese Weise erhalten alle, die es sich wünschen, die gleiche Chance auf das Haus am See, die Drei-Zimmer-Wohnung mit Balkon oder das barrierefreie Loft im Erdgeschoss.

Wohnraum so zu verteilen, ist geschickter, als ihn mit Marken bezahlen zu lassen, weil Einzelpersonen

in der Marken-Wirtschaft alles nur einmal bezahlen. Wer also ein gekauftes Möbelstück nach einiger Zeit wieder loswerden will, kann es nur verschenken und nicht erneut gegen Marken eintauschen (da keine neuen Ressourcen verausgabt wurden). Während die Kostenbegleichung der Arbeitsgemeinschaften dazu dienen soll, die Markenpreise zu formen, ist sie darüber hinaus aus gutem Grund nicht vorgesehen.

Die beste Art, den öffentlichen Raum zu gestalten, sind fortschrittliche, grüne Städte. Das klassische Landleben (wenige Einfamilienhäuser, die viele Kilometer auseinanderliegen) ist schrecklich ineffizient. Die Menschen sollten einen Großteil der Fläche, die sie einnehmen, an die wilde Natur zurückgeben.

In meiner Vision gibt es keine Automobile mehr – mit Ausnahme vielleicht von Rettungs- oder Umzugs-wagen. Der Schienenverkehr ist, insbesondere wenn auf grüne Städte und die Besiedlung entlang ihrer Fernverbindungen gesetzt wird, die beste Form der Mobilität, ergänzt durch Rad- und selbstredend Fußwege. Anstelle von breiten Asphaltstraßen werden grüne Städte von Parks dominiert. Das verbessert das Lebensgefühl, ist gut für die Umwelt und spart jede Menge Ressourcen.

Die öffentliche Infrastruktur – egal ob Krankenhäuser, Wohnraum oder Bahn –, ist auf Verwaltungen angewiesen. Diese Verwaltungen unterscheiden sich nur insofern von sonstigen Arbeitsgemeinschaften, als ihre Kosten direkt aus der „Staatskasse“ beglichen werden. Deshalb ist es nur sinnvoll, wenn sie konkurrenzlos bleiben, und in ihrer Sonderrolle keine Autonomie in Bezug auf die Auswahl ihrer Mitarbeiterinnen besitzen (wohl aber die Ausschreibung von Stellen). Bewerben sich zu viele Menschen, muss ein von

den Mitarbeiterinnen entworfenen Einstellungstest oder abermals das Los entscheiden.

Aufmerksamkeitserhaschende Werbung im Alltag der Menschen ist im Übrigen verschwunden. Stattdessen existieren Möglichkeiten, sich bewusst über Angebote zu informieren – zum Beispiel eine digitale Suchmaschine. Indes wird niemand davon abgehalten, Produkte und Dienstleistungen ohne Gegenleistung zu empfehlen.

Die Bildung

Das Bildungssystem, selbstverständlich Teil der Infrastruktur, hat besondere Aufmerksamkeit verdient. Schließlich bildet die Fähigkeit der Menschen, zu Erkenntnissen zu gelangen und sich ihre eigene Meinung zu bilden, das Rückgrat der demokratischen Gesellschaft. Wer wenig weiß und das Nachdenken kaum geübt hat, wird nie im selben Maße für sich eintreten können wie eine Person mit höherem Bildungsstand.

In meiner Vision herrscht *freie Bildung*. Darunter verstehe ich die Abwesenheit von Kopfnoten, Abschlüssen, Lehrplänen, Fächern. Alle Zwänge sind abgeschafft. Eine öffentliche, universitätsähnliche Einrichtung bietet für alle, egal welchen Alters oder welcher Herkunft, jederzeit Zugang zu Lehr- wie Lernmitteln und Räumlichkeiten.

Die Menschen dürfen dieses Angebot selbstbestimmt für ihre Bildung oder das Unterrichten nutzen. Wer die klassische Schulbildung bevorzugt, wird Lehrerinnen und Klassenkameradinnen finden; wer lieber Vorlesungen lauscht, wird Dozentinnen finden; wer eine Zuhörerschaft sucht, wird Schülerinnen fin-

den; und wer lieber auf Augenhöhe in Gruppen arbeitet, wird Partnerinnen finden. Auch Autodidaktinnen kommen auf ihre Kosten.

Demokratisch beschlossene Leit-Lehrpläne sind zwar denkbar, aber unverbindlich. Grundsätzlich obliegt es den Menschen, ihren Bildungsweg zu gestalten oder sich zumindest eine Mentorin zu suchen. Niemand garantiert die „Qualität“ der Lehrerinnen – diese Einrichtungen sind sicherlich Orte der Meinungsverschiedenheiten. Für eine demokratische und erkenntnisoffene Gesellschaft ist das nur förderlich. Von Erziehungsberechtigten ist zu erwarten, dass sie ihre Schützlinge begleiten oder bei der Auswahl ihrer ersten Betreuerinnen unterstützen.

In diesem Bildungssystem kommt es nicht auf „Leistung“ oder Arbeitsfähigkeit an, sondern auf Erkenntnisoffenheit und das Lernen an sich. Abschlüsse werden nicht vermisst. Arbeitsgemeinschaften prüfen selbst, ob die Bewerberinnen um ihre ausgeschriebenen Stellen geeignet sind oder nicht. Die Menschen können sich auf diese Anforderungen vorbereiten.

Die Erziehung

Kinder schulden ihren Eltern nichts. Denn die Eltern haben das Leben ihres Kindes erschaffen. Kein Mensch kann der Tragweite dessen gerecht werden. Deshalb spreche ich mich grundsätzlich gegen bewusste Fortpflanzung aus. Die Erschaffung eines neuen Individuums geht unvermeidlich mit dem Risiko einher – ich kann es nicht in angemessene Worte fassen –, ein qualvolles Dasein zu erzeugen. Zumindest ist jeder Mensch mit seiner gesicherten Sterb-

lichkeit und allen anderen Schrecken der Existenz belastet.

Dies ist ein sachlicher Text, der, wie so oft, seinem Thema nicht gerecht wird. Jedenfalls bin ich der Ansicht, dass die Entscheidung zur Fortpflanzung falsch ist, weil die Folgen dieser Entscheidung jeden Menschen weit übersteigen. Die Fortpflanzung zu unterlassen schadet dagegen niemandem. Höchstens der letzten menschlichen Generation, wenn alle so entscheiden würden. Allerdings gehe ich davon aus, dass diese Generation einen Weg fände, sich ihren Lebensabend und das Ende der Menschheit erträglich zu gestalten. Nichts daran wäre zu beklagen. Der Fortbestand unserer Spezies darf uns herzlich egal sein.

Aber die Menschen pflanzen sich fort, mitunter versehentlich, und das wirft die Frage auf, wie die Gesellschaft damit am besten umgehen sollte. Zunächst einmal: Schwangere müssen die Möglichkeit zur Abtreibung haben, denn andernfalls würden ihr Leben und ihre körperliche Unversehrtheit geringer gewertet als die eines Embryos oder Fötus, der außerhalb des Uterus nicht überlebensfähig ist. Jenseits des Schwangerschaftsabbruchs besteht die Möglichkeit, das Kind in die Obhut anderer Menschen zu geben.

Ein einzelner rechtlich mündiger Mensch genügt in meiner Vision für die Betreuung und Erziehung eines Kindes. Solche Erziehungsberechtigte übernehmen damit rechtlich und moralisch die elterliche Verantwortung, auch wenn sie für die Existenz des Kindes nicht selbst gesorgt haben. Die idealen Erziehungsberechtigten haben Ahnung von Psyche und sind möglichst frei von Issues, damit sie das heranwachsende Kind angemessen begleiten können. Sie bemühen sich um eine Erziehung, die weder vernach-

lässigend noch unterdrückend ist, sondern auf Augenhöhe stattfindet, das Kind zu eigenen Entscheidungen ermuntert und ihm das nötige Handwerkszeug dafür vermittelt. Muss die erziehungsberechtigte Person einmal Entscheidungen über den Kopf des Kindes hinweg treffen, erläutert sie dem Kind die Gründe für ihre Entscheidung, schafft Raum für auftretende Emotionen und zeigt Verständnis.

Erziehungsberechtigte können sich von ihren Pflichten nur trennen, indem sie neue Erziehungsberechtigte für ihr Kind finden. Diese Weitergabe der Verantwortung muss möglich sein, weil alles andere Gefahren für das Kind bergen würde. Gleichwohl sollten Erziehungsberechtigte bemüht sein, ihre Kinder vor solchen Entwurzelungserfahrungen zu bewahren.

Vor allem sind es die Kinder, die selbst über ihre Abhängigkeit entscheiden. Am Anfang seines Lebens ist der Mensch auf eine helfende und führende Hand angewiesen – nicht auf Gefangenschaft. Wer seine Erziehungsberechtigten aus der Verantwortung entlässt, für das eigene Wohlbefinden zu sorgen, erhält vollen Zugriff auf das eigene Konto, Stimmrecht und so weiter. Der Schritt zur Mündigkeit ist in meiner Vision ein Akt der Selbstbestimmung. Bis dahin steht es den Kindern außerdem frei, ihre Erziehungsberechtigten zu wechseln. Lehrerinnen, medizinisches Personal und andere Erwachsene sollten über diese Möglichkeiten informieren. Sie sollten den Kindern stets vermitteln, dass ihre Erziehungsberechtigten nicht die Hüterinnen der absoluten Wahrheit sind und sie niemals unterdrücken dürfen.

Die Rechtsprechung

Beschlüsse der Gesamtbevölkerung legen fest, was getan und unterlassen werden soll. Bei Verstößen oder Unklarheiten sind Gerichte erforderlich, die gesellschaftlich verträgliche Lösungen für diese Probleme finden. Darum geht es bei der Rechtsprechung in meiner Vision: um Problemlösung, nicht um Bestrafung – denn Strafe hat keinen sinnvollen Zweck.

Für jedes Gerichtsverfahren werden drei Richterinnen per Los bestimmt, die sich mindestens mehrheitlich auf ein Urteil einigen müssen. Sind Klägerinnen oder Angeklagte mit dem Urteil nicht zufrieden, können sie in Berufung gehen. Erneut werden drei Richterinnen gelost. Sollten sie das erste Urteil nicht bestätigen, entscheiden drei weitere Richterinnen endgültig über den Ausgang des Verfahrens. Die Anzahl drei gewährleistet die kleinstmögliche Pluralität, bei der keine Stimmgleichheit möglich ist. Richterinnen und Anwälte müssen kein besonderes Qualifikationsverfahren durchlaufen, sondern sich lediglich bereiterklären, diese streitschlichtende Aufgabe zu übernehmen.

Wie bereits in früheren Kapiteln dargelegt, handeln Menschen aus Gründen – manchmal aus schlechten Erfahrungen und Angst, aber immer in Erwartung größtmöglicher Impletion. Sie können nicht anders. Mein System setzt auf Einsicht. Selbst einer Mörderin drohen keine Konsequenzen, solange sie glaubhaft Reue zeigt. Erst bei einem ernsthaften Gefährdungspotenzial – sei es durch mangelnde Einsicht oder absehbaren Kontrollverlust – ist Freiheitsentzug denkbar. Dieser dient nicht der Strafe, sondern dem Schutz anderer.

Der freiheitliche Sozialismus fördert hoffentlich Frieden und Solidarität – Verstöße gegen die demokratischen Beschlüsse und Gewaltverbrechen lassen sich dennoch niemals auszuschließen. Werden solche Rechtsbrüche von den Verurteilten nicht als Fehler eingesehen und geloben sie keine Besserung, genügt im Regelfall eine Rüge des Gerichts, die Anordnung einer Psychotherapie oder die Verpflichtung zur Wiedergutmachung des angerichteten Schadens (sofern möglich). Das Einschränken der Bewegungsfreiheit ist das äußerste Mittel für gesichert hochgefährliche Personen.

Klassische Gefängnisse existieren in meiner Vision nicht mehr. Stattdessen werden potenziell gefährliche Personen in abgeschlossenen Wohnanlagen untergebracht und erhalten psychologische Betreuung. Ziel bleibt immer, die Balance zwischen individueller Freiheit und gesellschaftlicher Sicherheit zu wahren. Die Gefangene soll nicht unnötig leiden. In vielen Fällen könnte sogar eine elektronische Fußfessel ausreichen, um die notwendigen Schutzmaßnahmen zu gewährleisten.

Die Sicherheit

Während das gesicherte Markeneinkommen, die kostenlose Gesundheitsversorgung und die freie Bildung für soziale Sicherheit sorgen, bleibt die Frage: Wer fängt im Fall der Fälle eine Gewaltverbrecherin ein?

Ohne eine zu diesem Zweck ausgerüstete Arbeitsgemeinschaft – eine „Polizei“ – geht es nicht. Mehr oder weniger stark bewaffnete Menschen mit einer Sondererlaubnis zur Gewaltanwendung stellen für

eine bemüht herrschafts- und gewaltfreie Gesellschaftsordnung jedoch eine große Gefahr dar.

In meiner Vision gibt es deshalb eine zweite, spiegelbildliche Arbeitsgemeinschaft, der dieselben Mittel zur Verfügung stehen, aber deren alleiniger Auftrag es ist, die „Polizei“ zu überwachen und gegebenenfalls anzuklagen. Zweitens besitzen beide Arbeitsgemeinschaften nur defensive Waffen (wie Schilde, Schutzkleidung), Netz Waffen oder allerhöchstens Reizstoffwaffen (Pfefferspray, Tränengas). Drittens müssen ihre Einsatzkräfte Kennungen und Bodycams tragen.

Der Kapitalismus

Um eine lebenswerte Zukunft zu erstreiten, müssen wir zunächst das bestehende System durchschauen. Dazu möchte ich kurz meine Sicht auf den Kapitalismus und seine inhärenten Zwänge erläutern, bevor ich mich im letzten Kapitel mit dem politischen Kampf befasse.

Beginnen wir mit einer Rekonstruktion des Tauschgeschäfts aus impletionistischer Sicht: Der Mensch handelt stets in Erwartung größtmöglicher Impletion, und abhängig von dieser Erwartung misst er jedem Gut einen subjektiven Wert bei. Die erwartete Impletion definiert also den Wert eines Guts. Ein objektiv messbarer Wert ist nicht zu fassen. Den besagten subjektiven Wert kann ein Individuum bedingt zum Ausdruck bringen, indem es das wahrgenommene Wertverhältnis zweier Güter benennt, zum Beispiel: „Von diesem Brötchen verspreche ich mir im Augenblick genauso viel Impletion wie von dieser Flasche Wasser.“

Ein Wert kann sowohl vorgestellten Dingen (etwa ein ungebackenes Brötchen oder eine fiktive Glücksmaschine) als auch realen, bereits existierenden Gütern beigemessen werden. Ein Individuum ist demnach in der Lage, die Werte aller Güter, die es bereits besitzt, mit den Werten aller Güter, die es nicht besitzt (und die vielleicht noch nicht einmal materialisiert wurden) zu vergleichen. So kommt es, dass Menschen fremden Besitz begehren. Die Besitzenden werden ihren Besitz überlassen, wenn sie sich davon ihrerseits einen Wertgewinn, das heißt mehr Impletion versprechen. In der Regel geschieht dies durch einen bilateralen Tauschakt: Jede Partei erreicht auf der Basis unterschiedlicher Bedürfnisse größere Impletion, indem sie ein Gut hergibt, das ihr weniger wert erscheint als das, was sie im Gegenzug erhält.

Geld oder eine Währung entsteht, sobald sehr viele Menschen ihre subjektiven Wertzuschreibungen im Verhältnis zu ein und derselben Sache ausdrücken – und sie dadurch direkt vergleichbar machen (abgesehen vom Eigenwert dieser Sache, etwa als Schmuck im Fall von Gold, als Suchtmittel im Fall von Zigaretten oder als Notizzettel im Fall von Banknoten). In der Folge schreibt jedes Individuum einer bestimmten Geldmenge mittelbar den Wert der Güter zu, die sich damit erwerben ließen und die es nun in abstrakter Form repräsentiert.

Auch andere Dinge können auf ähnliche Weise mittelbare Wertzuschreibungen erfahren: Wer mit Gütern handelt, also gar nicht daran interessiert ist, sie selbst zu behalten, tut das zum Zwecke größerer Impletion, die jedoch erst durch das letztlich erworbene Gut ausgelöst wird. Und wer ein Ding für wertvoll hält, obwohl es erst zu einem späteren Zeitpunkt der

Impletion dient (zum Beispiel ein Brötchen ohne gegenwärtigen Hunger oder Appetit), folgt ebenso einer Logik der Mittelbarkeit. Jedenfalls ist der Wert eines Guts für jedes Individuum subjektiv und fußt stets auf seiner Erwartung künftiger Impletion, wie verworren und durchdacht diese Erwartung auch beschaffen sein mag.

Beide Parteien eines Tauschgeschäfts, sagen wir Verkäuferin und Käuferin eines Stuhls, haben diesem Stuhl einen in Geldbeträgen ausdrückbaren Wert zugeschrieben. Die Verkäuferin wird den Stuhl niemals unter dem Geldbetrag verkaufen, der ihrer Wertzuschreibung entspricht – immerhin will sie einen Wertgewinn erzielen. Zur Erinnerung: Sie handelt ausnahmslos in Erwartung größerer Impletion. Die Käuferin wiederum wird den Stuhl niemals über dem Wert kaufen, den sie ihm beimisst. (Unter Umständen kann sie ihn nicht einmal zu einem geringeren Preis kaufen, wenn sie nicht im Besitz der Mittel ist, die sie theoretisch einzutauschen bereit wäre.)

Überschneiden sich diese Wertbeurteilungen nicht, will die Verkäuferin beispielsweise 12 Geldeinheiten für den Stuhl, die Käuferin ist aber maximal 8 zu bezahlen bereit (oder kann nicht mehr bezahlen), findet kein Tausch statt. Überschneiden sich die Werte hingegen, wenn die Verkäuferin mindestens 8 Geldeinheiten verlangt und die Käuferin maximal 12 zu zahlen bereit ist, kommt es zur Verhandlung. Da beide Individuen auf einen größtmöglichen Gewinn aus sind, werden sie ihre tatsächlichen subjektiven Wertzuschreibungen eher nicht verraten. Verhandeln beide gleich gut und kommen keine zusätzlichen äußeren Einflüsse zum Tragen, müssten sie sich auf einen Tausch des Stuhls gegen 10 Geldeinheiten ver-

ständigen. Durch diesen Prozess werden die finalen Verkaufspreise aus den subjektiven Wertzuschreibungen gebildet.

Um einen naheliegenden Einwand gleich vorwegzunehmen: Individuen, die ihren Tauschpartnerinnen ihr ehrliches Wertempfinden wider meine Ausführungen mitteilen, tun das natürlich nur, weil sie sich auch davon größere Impletion versprechen, die sie nicht zum direkt kommunizierten Wert hinzurechnen. Am Ende können die Menschen nicht umhin, in Erwartung größtmöglicher Impletion zu handeln, ganz gleich, wie ihre konkreten Tauschgeschäfte aussehen.

Der oben beschriebene Preisbildungsprozess ist eine stark vereinfachte Darstellung der Realität. Er wird bereits deutlich komplexer, wenn mehrere tauschwillige Akteure zusammentreten und miteinander konkurrieren: Das ist Marktwirtschaft. Bei hoher Konkurrenz unter den Käuferinnen sind diese gezwungen, eine Preissteigerung hinzunehmen, solange sie nicht ihre Maximalgrenze überschreitet, weil niemand von ihnen leer ausgehen (und auf größere Impletion verzichten) möchte. Bei einer hohen Konkurrenz unter den Verkäuferinnen sind diese wiederum gezwungen, den Preis zu senken, denn sie wollen vermeiden, dass alle potenziellen Käuferinnen sich von ihnen abwenden und zur Konkurrenz gehen. Ebenso können sie eine (vermeintliche) Qualitätssteigerung vornehmen, eine versteckte Qualitätsminderung oder eine Produktivitätssteigerung. Darauf gehe ich gleich näher ein.

Dieses Spiel von Angebot und Nachfrage legt die Marktpreise fest, und diese wirken zurück auf die Wertbeimessungen der Individuen. Das bestehende

Wirtschaftssystem ist nicht vor unseren Augen Schritt für Schritt entstanden; vielmehr wurden wir hineingeboren in eine Welt der etablierten Marktpreise. Es wäre illusorisch zu glauben, dass eine einzelne individuelle Wertbeimessung Einfluss auf Supermarktpreise hätte. Dennoch existiert kein objektiver Wert der Dinge, der unabhängig von den Preisen messbar wäre.

Für privatwirtschaftliche Unternehmen gilt in der Marktwirtschaft: Wird am Ende mehr Geld erwirtschaftet, als investiert wurde (zur Rolle der Arbeit kommen wir noch), ist das ein Erfolg. Denn das bedeutet nicht nur höhere Einkommen für die Eigentümerinnen und Managerinnen, sondern ermöglicht vor allem Investitionen in das Unternehmen (etwa für eine effizientere und kostengünstigere Produktion). Diese Investitionen sind notwendig, um sich einen Vorteil gegenüber der Konkurrenz zu verschaffen – die dasselbe Ziel verfolgt.

So entsteht in der Marktwirtschaft auf Angebotsseite ein wettbewerbsgetriebener Zwang zum Wachstum durch Profit. Dieser Wachstumszwang fördert einerseits technologische Innovationen und Modernisierung, andererseits wird er der Umwelt zum Verhängnis und führt, wie wir gleich sehen werden, zur Zermürbung der arbeitenden Bevölkerung. Unternehmen, die von sich aus Acht auf Mensch und Umwelt geben, verlieren in der Regel den Konkurrenzkampf gegen andere Unternehmen, die ihre Rücksichtslosigkeit als Vorteil ausspielen. Niemand kann sich den Kräften dieses Konkurrenzkampfs einfach entziehen.

Für die Managerin eines großen Unternehmens, die Kapitalistin, sind Tauschvorgänge ein Mittel zum

Zweck ihrer persönlichen Erwartung der Impletion: Um das Unternehmen und ihr Einkommen zu erhalten, beugt sie sich den Zwängen des Marktsystems. Täte sie es nicht, würden wohl andere ihren Platz einnehmen.

Es liegt auf der Hand, dass solch ein System ganz automatisch (ohne böswillige Strippenzieherinnen im Hintergrund) einer Ideologie zuträglich ist, die von „Leistung“ schwadroniert, Menschen zu rücksichtslosen Egoistinnen erzieht und gegeneinander ausspielt. Ein freier Markt führt nicht zu einer gerechten Verteilung von gesellschaftlich notwendiger Arbeit und Ressourcen, sondern macht die Erfüllung des Individuums vielfach von der Marktlage und seinen persönlichen Stärken abhängig.

Wenn ich nichts besitze, das ich eintauschen könnte, und mich nicht unmittelbar mit den Produkten meiner Arbeit selbstversorgen kann, werde ich sterben oder zumindest wenig Impletion erfahren. Es sei denn, eine andere Person entscheidet sich glücklicherweise, mir zu helfen – oder ich bin in der Lage, meine Arbeitskraft zu verkaufen.

Der subjektive Wert meiner Arbeitskraft richtet sich danach, wie viel Impletion mir ihre Ausübung verschafft. Empfinde ich beim Arbeiten das Gegenteil von Impletion, dann ist das Nicht-Eintauschen meiner Arbeitskraft als Ausbleiben des mit dem Tausch verbundenen Leidens zu begreifen. Der Minimalpreis, zu dem ich meine Arbeitskraft einzutauschen bereit bin, sinkt, je mehr Impletion mir die Ausübung der Arbeit verschafft. Ist die Alternative zur Arbeit der Tod, der Verlust und das Ende aller Impletion, muss ich bereit sein, sie zu jedem Preis zu verkaufen, solange sie mich überleben lässt. Kann ich meine Arbeitskraft da-

gegen zu einem sehr hohen Preis verkaufen, hatte ich schlichtweg Glück in einer erbarmungslosen Welt.

Unternehmen sind auf Arbeit angewiesen, denn ohne Arbeit existieren keine Güter. Eine Arbeiterin verkauft ihre Arbeitskraft wie oben angeschnitten, um sich von dem Lohn leisten zu können, was sie benötigt und sich wünscht. Wie alle Verkäuferinnen hat sie dabei eine Mindestgrenze und strebt einen möglichst hohen Gewinn an. Die Kapitalistin als Arbeitskraft-kaufende Partei möchte derweilen möglichst wenig dafür bezahlen und hat eine Lohnpreisobergrenze, denn je niedriger die Löhne ausfallen, desto größer der Anteil des Verkaufspreises, der für das Einkommen der Kapitalistin und vor allem für das Wachstum des Unternehmens zur Verfügung steht.

Vor diesem Hintergrund ist es selbstverständlich ratsam für die Arbeiterinnen, sich zusammenzuschließen, um die Preisbildung ihrer Löhne gemeinsam zu beeinflussen. Dieser Klassenkampf richtet sich gegen das Interesse der Kapitalistinnen, das nicht allein auf ihrer Gier oder Böswilligkeit beruht, sondern sich aus der Systemlogik des Kapitalismus ergibt.

Die Menschen schaden sich selbst, weil ihnen die als unüberwindliche Naturgesetze erscheinenden Rahmenbedingungen ihrer Existenz keine andere Wahl lassen (dies geht Hand in Hand mit der liberalistischen Leistungsideologie). Sie stehen unter großem Druck, den ewigen Wettkampf zu verlieren, und entwickeln zermürbende Ängste, während sie ihren eigenen Lebensraum zerstören. Der Kapitalismus verhindert die Impletion der Menschheit. Er verwehrt den Zugang zu sich selbst, den Erwerb von Erkenntnissen über die Existenz und deshalb zu allem Über-

fluss die Möglichkeit, dieses System in einem gemeinsamen Akt der Befreiung für alle zu überwinden und selbstbestimmt anders weiterzumachen. Er zwingt sie in ein Hamsterrad der Selbstzerstörung.

Der Weg zum freiheitlichen Sozialismus

Wir haben gesehen, wie der Kapitalismus und die Leistungsideologie die Menschen belastet. Ihre Auswirkungen und Verflechtungen sind zu weitläufig, um sie in dieser Schrift vollständig zu erläutern. Im Kern ist festzuhalten: Die Menschen organisieren ihr Zusammenleben nicht auf eine Weise, die der Implektion der Einzelnen am meisten dient. Stattdessen werden sie in eine sinn- und planlose Welt des verschlingenden Gegeneinanders hineingeboren. Alle Versuche, sozialistische Alternativen auf Kosten der Demokratie umzusetzen, waren zum Scheitern am Ziel der Befreiung verurteilt. Mehr noch: Fehlende Redefreiheit verunmöglicht den Weg zur Utopie gar vollständig. Wie können wir also die gegenwärtigen Verhältnisse überwinden und zum von mir vorgeschlagenen System kommen?

Eine Revolution ohne Umschweife erforderte den Willen einer großen Mehrheit sowie das Ausbleiben eines gewaltvollen Widerstands. Das heißt, die Bevölkerung müsste meine Vision teilen. Sie könnte dann sofort mit der Umgestaltung beginnen. Leider ist ein derart radikaler Umbruch sehr unwahrscheinlich. Denn die Menschen haben zu viele Issues und zu wenig Zeit oder Bildung, um sich mit Philosophie und Politik zu befassen. Die Umstände verhindern ihre eigene Überwindung. Wenn schon die Grundlagen einer

Revolution der Revolution bedürfen, erscheint jede Veränderung unmöglich.

Eine „Minderheitenrevolution“ ist wiederum nichts anderes als ein Putsch, ein rücksichtsloses Durchsetzen der eigenen Vorstellungen gegen die Andersdenkenden. In früheren Kapiteln habe ich bereits dargelegt, warum dieser Ansatz normalerweise (unter den Bedingungen der Redefreiheit) falsch ist. Vor allem legt die Unterdrückung der Menschen mit Sicherheit keinen stabilen Grundstein für die politische Kultur, die meine Vision schlussendlich erfordert.

Damit bleibt nur ein Weg: Die schrittweise Überzeugung der Menschen. Solange Redefreiheit besteht, ist es am besten, ich nutze sie für die Bewerbung meiner Vision. Auch wenn der Status quo noch keine ideale Demokratie und keine sozialistische Wirtschaft vorweisen kann. (Besteht Redefreiheit gar nicht, mag ein Putschversuch erwägbar werden – allerdings ist er dann mit anderen persönlichen Risiken verbunden.) Je mehr Menschen und je schneller sie überzeugt werden, desto weitgehender und früher kommt es zur Umsetzung meiner konkreten Vision. Ob die Menschheit sie jemals erreicht, liegt nicht in meinen Händen. Die Rettung der Welt ist ein gemeinschaftliches Unterfangen.

Arbeiterinnen können höhere Löhne, bessere Arbeitsbedingungen und so weiter gegen das Interesse der Kapitalistinnen erkämpfen; Mehrheiten können in der Liberaldemokratie trotz Kapitalismus für eine Entschärfung seiner Probleme sorgen. Je stärker die Wahlergebnisse „linksgrüner“ Parteien und Politikerinnen ausfallen, desto erfolgreicher können sie sich für die Umsetzung ihrer Wahlversprechen einsetzen. Falls sie sich trotz bestehender Möglichkeiten wei-

gern, werden die enttäuschten freiheitlich-sozialistischen Wählerinnen andere Kräfte hervorbringen und wählen. Sollte irgendwann eine klare Mehrheit hinter der restlosen Abschaffung des Kapitalismus stehen und eine entsprechende Parlamentsmehrheit sowie Regierung gewählt haben, der Systemwechsel „von innen“ aber dennoch nicht vollzogen werden, kann die Bevölkerung sich widersetzen und die Umgestaltung selbst in die Hand nehmen: Revolution.

Bis dahin ist jede noch so kleine Annäherung an meine Vision ein Fortschritt. Mehr Umverteilung, die Stärkung des Sozialstaats, Gesetze zum Klima-, Umwelt- und Tierschutz. Klassenkampf und Sozialliberalismus (oder „Sozialdemokratie“) können viele relative Verbesserungen bewirken, ohne das Terrain der kapitalistischen Liberaldemokratie zu verlassen. Gleichwohl darf die Vorstellungskraft hier nicht enden. Konkurrenz und Wachstumszwang sowie ihr hässlicher Sprössling Leistungsideologie werden sich immer gegen diese Errungenschaften stemmen und sie rückgängig zu machen versuchen. Ein sozialerer Kapitalismus ist zwar besser, aber gewiss nicht das ideale Gesellschaftssystem.

Ähnlich verhält es sich mit Konsumkritik. Einzelpersonen können durch ihre Konsumententscheidungen nur begrenzten Einfluss auf den Schaden des kapitalistischen Systems nehmen, geschweige denn seine Abschaffung vorantreiben. Dennoch gibt es gemessen an seinen Auswirkungen besseres und schlechteres Konsumverhalten. Allerdings ist das „beste“ Konsumverhalten mit herben Einschränkungen verbunden – oftmals allein wegen der bestehenden Umstände. Deshalb genügt es im Zweifel, sich nur so weit einzuschränken, wie es im angestrebten System erforder-

lich wäre. (Das gilt nur, wenn das angestrebte System schon heute unter der Voraussetzung umsetzbar wäre, dass alle anderen Menschen ebenfalls dahinter stünden. Zur Erinnerung: Die Rettung der Welt ist ein gemeinschaftliches Unterfangen.)

Die Energie für die Selbstgeißelung zur Schadensbegrenzung im Kapitalismus ist viel besser beim politischen Aktivismus für den Systemwechsel aufgehoben. Wer unabhängig davon gern ein konsumkritisches Leben führt, soll das natürlich tun – es nützt auch allen anderen. Je weniger Schaden angerichtet wurde (und mancher ist leider irreversibel), desto weniger muss im Sozialismus behoben werden.

Zurück zur Überzeugungsarbeit. Redefreiheit ist die Voraussetzung für alle Bemühungen, eine bessere Welt auf friedlichem Wege zu erstreiten. Wer damit rechnen muss, für seine Äußerungen bestraft zu werden, kann sich faktisch nicht um eine Weiterentwicklung der Gesellschaft bemühen. Die *Meta-Redefreiheit*, also die uneingeschränkte Möglichkeit, öffentlich zu kritisieren, was *nicht* gesagt werden darf, ist aus diesem Grund mein definitorisches Merkmal aller *Demokratien im weitesten Sinne*.

Mein Demokratiebegriff ist also ambivalent: Einerseits verstehe ich meine Idealvorstellung einer Radikaldemokratie darunter – andererseits die bestehenden Liberaldemokratien, die etwa das Kriterium der Stimmgleichheit nicht erfüllen, aber zumindest Ansatzpunkte lassen, sich ohne Gewalt und Angst vor staatlicher Repression für Verbesserungen einzusetzen. Und sei es nur der allererste Schritt, mehr Redefreiheit einzufordern.

Diese Begriffspraxis wirkt vielleicht zunächst verwässernd: Wieso sollte ich demokratisch nennen, was

meinem Ideal einer Demokratie bei weitem nicht entspricht? Zum einen hat der Liberalismus den Demokratiebegriff längst erfolgreich gekapert, zum anderen gibt es noch etwas viel Schlimmeres als die Liberaldemokratie, nämlich die völlige Abwesenheit der Meta-Redefreiheit. Ich kann mich nur für ein fortschrittlicheres Demokratieverständnis einsetzen, wenn die Machtergreifung der Antidemokratinnen verhindert bleibt. Und in diesem Kampf ist es sachdienlich, eine geschlossene Front hinter dem positiv konnotierten Demokratiebegriff zu bilden.

Nahezu alle antidemokratischen Kräfte verbreiten ein tribalistisches Wir-gegen-die-Narrativ, um die Unterdrückung der Redefreiheit zu rechtfertigen: Ein erzwungenes homogenes Kollektiv wird Feindbildern gegenübergestellt, die mit Gewalt bekämpft, manchmal gar vernichtet werden sollen. Im simpelsten Fall lautet diese Gegenüberstellung schlicht Gleich- versus Andersdenkende. Konsequenterweise besitzt das Kollektiv angeblich einen gemeinsamen politischen Willen, der durch eine autokratische Führung verkörpert werden kann.

Die psychologische Dynamik solch eines exklusiven Kollektivismus ist höchst beachtenswert. Bevor ich darauf näher eingehe, will ich mich zu den Begriffen *Populismus* und *Faschismus* äußern. Denn beide sind durch ihren etablierten Gebrauch hervorragend geeignet, um sie zur Bezeichnung dieses Springpunkts aufzugreifen. Ich will meine eigene Begriffsverwendung transparent machen, analytisch begründen und auf diese Weise sinnvolle Kampfbegriffe herausarbeiten, die in der politischen Auseinandersetzung dienen können und geeignet sind, vermeintlich neuartige Bedrohungen anzuprangern. Ich versuche,

historische und politikwissenschaftliche Hintergründe zu berücksichtigen. Mitnichten will ich über einen Kamm scheren, was unstrittig weiter unterschieden werden muss.

Wird für den Faschismus-Begriff das oben Geschilderte als Minimaldefinition herangezogen (Zwang zu Reinheit und Einheit, Gewalt gegen Ausgeschlossene), konzentriert er sich vor allem auf die herausstechende strukturelle Gemeinsamkeit antidemokratischer Ideologien und weniger auf ihre unterschiedlichen ideengeschichtlichen Hintergründe oder deren Auswirkungen. Das bedeutet auch, dass er antidemokratische Sozialismen miteinschließt (was aus guten Gründen umstritten ist). Es macht dann einen großen Unterschied, ob oder in welcher Mischung ein konkreter Faschismus völkisch, rassistisch, antisemitisch, nationalistisch, religiös oder sozialistisch ausgestaltet ist.

Zum Sozialismus gehört wenigstens als fernes Endziel stets die Gleichwertigkeit aller Menschen, dementsprechend ist für antidemokratische Sozialistinnen Gewalt eher ein Mittel zum Zweck, während sie für antisozialistische Faschistinnen, sozusagen Faschistinnen im engeren Sinne, Selbstzweck ist. Am verheerendsten bleibt der völkisch-rassistische Faschismus, der Menschen qua Geburt als lebensunwert einstuft. Niemals vergessen: Im Namen des „Nationalsozialismus“ führte solches Gedankengut zum Holocaust, der industriellen Massenvernichtung von Menschenleben.

Unter Populismus wiederum verstehe ich die Verwendung des Wir-gegen-die-Narrativs als Methode im liberaldemokratischen Wettbewerb, ohne das eindeutige Ziel, die Demokratie tatsächlich abzuschaffen

und Gewalt einzusetzen. Durch Lügen über die politischen Gegenspielerinnen und die Brandmarkung von Widerspruch als Unterdrückung, obwohl gerade er die Redefreiheit ausmacht, werden auch durch den Populismus abweichende Meinungen delegitimiert. Solche Verdrehungen, bei denen Meinungsfreiheit plötzlich den Angriff auf die Redefreiheit bezeichnen soll und Demokratinnen als undemokratisch beschimpft werden, ist ein typisches Spiel von Antidemokratinnen. Der Populismus ist nichts als ein Faschismus in Kinderschuhen.

Nun zum Zusammenhang von Psyche, Kapitalismus, Liberalismus und Faschismus. Das bestehende System begünstigt den Faschismus auf vielfältige Weise. So führt die Leistungsideologie zu dem Glauben, dass der Mensch seinen Wert erst beweisen müsse. Dem schließt sich in manchen Köpfen die Frage an: Was soll mit denen geschehen, die im Umkehrschluss bewiesen haben, dass sie nichts wert sind? Kann es nicht sogar sein, dass manche Menschen von Natur aus nichts wert sind?

Wir-gegen-die-Narrative sind gerade für jene ansprechend, die sich wegen eben dieser Wettbewerbsnatur des Kapitalismus davor fürchten, anderen zu unterliegen, zu scheitern und zu sterben. Indem sie andere abwerten, also in eine Kampfreaktion übergehen, gewissermaßen ihre Chance ergreifen, laufen sie vor dieser Angst davon. Die Menschen leiden und suchen nach Auswegen; dankend nehmen sie die Gelegenheit an, sich einmal stark zu fühlen. Weil sie meinen, sich endlich wehren zu können, oder weil sie es genießen, auf anderen herumzutrampeln, oder weil ihnen die Zugehörigkeit zum Kollektiv das Gefühl eines äußeren Lebenssinns verschafft. Und so-

bald eine kritische Masse den faschistischen Kräften anheimgefallen ist, wirkt der Gruppenzwang: Alle Menschen wünschen sich Verbundenheit zu anderen; sie werden ihrem Umfeld eher folgen, als ihm zu widersprechen. Nichts von alledem muss ihnen wirklich bewusst sein.

Leider werden faschistische Entwicklungen von vielen Kapitalistinnen befeuert, begrüßt oder zumindest ignoriert, solange sie die Menschen vom Klassenkampf ablenken. Dieser Zusammenhang ist es, der den Faschismus als selbsterhaltende Abwehrreaktion des kapitalistischen Systems gegen sozial-ökologische Fortschritte begreifen lässt. Ein Grund mehr, den Kapitalismus abzuschaffen!

Der antidemokratische Sozialismus passt zum Beschriebenen nicht ganz so gut wie der Faschismus im engeren Sinne, denn der Sozialismus provoziert vielmehr die faschistischen Rückschläge des Kapitalismus, als dass er sie darstellte, und wie gesagt folgt jeder Sozialismus dem Endziel der Gleichwertigkeit. Dennoch spielt die bewusste Rechtfertigung von Gewalteinsatz für das einzelne Opfer keinen Unterschied, und ebenso wenig dürften sich die unbewussten Beweggründe dieses Verhaltens oftmals unterscheiden. Die Redefreiheit und damit die Chance auf das Erreichen meiner Vision findet sich von allen Seiten umstellt. Deshalb halte ich die Verwendung eines erweiterten Faschismus-Begriffs in der politischen Auseinandersetzung für durchaus akzeptabel.

Ein beliebtes Motiv aller antidemokratischen Weltanschauungen ist im Übrigen die Opferrolle. Dabei ist das Selbstverständnis als Opfer einer Ungechtigkeit nicht per se problematisch. Diskriminierte Gruppen müssen, um auf ihre Situation hinzu-

weisen und für ihre Emanzipation einzutreten, üblicherweise eine Identität annehmen, die sich an ihrer Diskriminierung orientiert. Menschen, die als Frauen diskriminiert werden, wehren sich als Frauen; Menschen, die in eine Rassenschublade gesteckt und dafür diskriminiert werden, obwohl es gar keine menschlichen Rassen gibt, wehren sich zum Beispiel als Schwarze. Das ist richtig und wichtig.

Aber solche Identitäten können auch gefährlich werden; die Selbstverteidigung kann über die Stränge schlagen. Das passiert natürlich sofort, wenn sie von vornherein ungerechtfertigt war (wie die Verteidigung des Patriarchats oder der „weißen“ Hegemonie). Doch *jede* Logik des gerechten Kampfes gegen das Böse birgt ein eigenes Schreckenspotenzial. Demokratie ist kein Selbstzweck. An der Frage, wann Notwehr erlaubt ist und wie sie aussehen soll, entzündet sich so manche Grausamkeit, zu der es niemals hätte kommen dürfen. Genau deshalb ist die Opferrolle unter Faschistinnen so beliebt – als Instrument zur antidemokratischen Radikalisierung.

Die politische Realität stellt sich mir zusammenfassend wie folgt dar: Der liberalistische Kapitalismus dient den Menschen nicht, und schlimmer noch, er treibt sie in die Arme der Antidemokratie, wo es keine Redefreiheit mehr gibt, Lügen die Welt regieren und gesellschaftlicher Fortschritt ungleich schwerer zu erreichen ist. Im Gegensatz dazu erkennt meine Weltanschauung Meinungsverschiedenheiten grundsätzlich an und setzt auf Selbstbestimmung – geboren aus einer Logik des rücksichtsvollen Egoismus, letzten Endes zugunsten meiner Impletion. So bleibt mir nichts anderes übrig, als Seite an Seite mit allen anderen Verteidigerinnen der Redefreiheit und Er-

kenntnisoffenheit, den Demokratinnen im allerweitesten Sinne, den Faschismus zu bekämpfen, während ich gleichzeitig versuche, meine Vision zu verbreiten. Beides geht Hand in Hand. Und Stück für Stück wird sich die Welt, so hoffe ich, verbessern. Die antidemokratischen Fliehkräfte des bestehenden Systems arbeiten unablässig dagegen. Zum Abschluss will ich ein paar Vorschläge skizzieren, wie wir uns dieser Herausforderung stellen können:

Erstens: So schwer es fallen mag, wir sollten den Menschen mit Liebe, Verständnis und Nachsicht begegnen. Wut und Überheblichkeit sind schlechte Ratgeberinnen. Wir sind alle nur Menschen. Niemand ist unfehlbar. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass viele unserer Gegenüber im Bann ihrer Issues stehen. (Das heißt nicht, dass alle Menschen überzeugt werden können. Einige werden besser in Ruhe gelassen, während bei anderen ausgerechnet Schärfe am besten funktioniert.) Und auch wir sind nicht unbedingt frei von Issues. Was wie Mitleid erscheint, ist vielleicht eine Form von Überheblichkeit. Dergleichen gilt es zu vermeiden; Erkenntnisoffenheit ist angesagt.

Wir brauchen ein Bewusstsein für das Psychische. Erst eine Gesellschaft, die in diesem Sinne zu sich gekommen ist, wird in der Lage sein, mehr Erkenntnisoffenheit anzuwenden. Ein wichtiger Punkt in diesem Zusammenhang ist Vertrauen durch Ehrlichkeit: Wir sollten aufrichtig sein. Niemand muss sich für irgendetwas schämen – das sind Issues. Die Menschen müssen ihre Angst voreinander verlieren. Gleichzeitig ist zu vermitteln, dass das bestehende System kein echtes Miteinander zulässt. Es liegt in unseren Händen, es auszutauschen.

Zweitens: Als Alternative zur Wut müssen wir Hoffnung vermitteln. Die Menschen dürsten nach konkreten Vorschlägen, wie die Welt anders gestaltet werden kann, damit sie beurteilen können, ob sie das für möglich halten. Wenn wir davon sprechen, dass es so nicht weitergehen darf, müssen wir auch eine konkrete Alternative anbieten. Sonst erscheint der Status quo als schlechter, aber doch bestmöglicher Status. Oder, schlimmer noch: Hass und Zerstörung als einziger Ausweg. Selbst wenn unsere Visionen sich unterscheiden, haben wir zumindest eine wertvolle Zukunftsdebatte losgetreten. Der politische Kampf ist ein Kampf um die Themen, über die gesprochen wird. Im besten Fall erreichen wir eine derart weitgehende Diskursverschiebung, dass freiheitlich-sozialistische Gesinnungen eine kritische Masse erreichen.

Drittens: Es ist davon abzuraten, eine politische Partei als Quelle und Hüterin der Vision zu verwenden, da sie den Zwängen des Parteienwettbewerbs unterliegt. Parteien sind nichts weiter als Werkzeuge: Irgendwann nutzen sie sich ab und müssen repariert oder ersetzt werden. Unsere Bewegung, die auf die Restgesellschaft und die Parteienlandschaft Einfluss zu nehmen versucht, kann den Kapitalismus unbeschwert kritisieren, von absoluten Zielen und den Details ihrer Visionen sprechen. Niemals darf sie einem vermeintlichen Realismus unterliegen, wonach die Gesellschaft für diese oder jene Forderung noch nicht bereit sei. Sie muss es auch nicht, denn sie ist keine Partei! Alles, was wir sagen, wird zur Diskursverschiebung beitragen. In welchem Ausmaß, muss sich zeigen. Hauptsache, wir halten uns nicht selbst zurück.

Parteien wiederum müssen sehr gut abwägen, was sie fordern und tun. Für den Anfang fallen mir zwei Programmpunkte ein, die sich als Leuchttürme der Hoffnung eignen könnten: das bedingungslose Grundeinkommen und die Demokratisierung von Wirtschaft und Politik. Ein bedingungsloses Grundeinkommen, das von oben nach unten umverteilt und wie eine Mindestsicherung ohne Stigmatisierung oder bürokratischen Aufwand seiner Bezieherinnen wirkt, ist ein hervorragendes Sprungbrett für meine weitere Vision. Es eröffnet nämlich Diskurse, die den Arbeitszwang, die Leistungsideologie und die Einkommensungleichheit betreffen. Unterdessen bereiten mehr direkte Demokratie und die Enteignung von Unternehmen ebenso den freiheitlichen Sozialismus vor. Von beiden Forderungen erwartete ich, dass sie in der Bevölkerung auf keinen allzu großen Widerstand stoßen würden. Das nur am Rande.

Wir stehen ganz am Anfang. Aber ich wage zu behaupten, dass es Wege gibt, die Umsetzung meiner Vision zu erreichen. Einen freiheitlichen Sozialismus. Und eine implektionistische Welt.

